
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY










MAERCHEN

8883 Am

Märchen

für die Jugend.



Von

Eduard Duller.

Dritte Auflage.

Mit sechs Bildern.

Pesth, 1852.
Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig bei Georg Wigand.

37645
15/6/93

Gedruckt bei Landerer und Heckenast.



Widmung.

Das Märchen kommt geflogen
Vom blauen Himmelsbogen. —
„Wo ist's? — — Ei, hier! —
„Was bringt's für schöne Sachen?" —
Zum Weinen und zum Lachen! —
„Wem denn? — — Ei, Dir! —
„Ja, ist's denn nicht gar prächtig,
Gar groß und stolz und mächtig,
Wie Kön'ge sind? — —
O nein! es kam ganz leise
Und sitzt im Kinderkreise
Selbst als ein Kind!



Inhalt.





Das todte Kind.

Erstes Capitel.

Es war Charfreitag. In der Sebalduskirche zu Nürnberg hingen schwarze Flöre über Altären und Fenstern und es war wie eine Grabesnacht in den Hallen und Bogengängen; nur am fernen Ende des Schiffes flimmerten Lampen und Kerzen hinter dem Gitter, welches das heilige Grab vom übrigen Theil der Kirche abschloß. Durch die langen Gänge gingen ab und zu viel fromme Menschen, und draußen in den Straßen und Gassen wandelten noch mehr hin und wieder, von einer Kirche zur andern, von Sankt Sebald nach Sankt Lorenz, und von da zu unserer lieben Frauen, — stolze Rathsherren und lustige Handwerksbursche, reiche Bürgersfrauen und

arme Mägde, alte Leute und ganz junge Kinder, alle bunt durcheinander. Aber wie verschieden sie auch waren an Rang und Stand, an Alter und Geschäft, sie hatten alle nur ein und dasselbe Ziel: Gott den Herrn in Demuth anzubeten, und hatten allesammt heute nur einen Gedanken — den an das heilige Grab, darinnen der Heiland liegt, und freuten sich dabei schon auf das Auferstehungsfest.

An demselben Charfreitag nun war eine arme Frau recht von Herzensgrund betrübt, und das war die Mutter Regine, eine Wittib. Die wohnte in einem schmalen, engen Gäßchen, vier Stiegen hoch, und saß am Bette ihres Töchterchens. Das hieß Ännchen und war krank, lag still und ruhig und schlief; und des Ännchens Wangen sahen grad aus, wie ein paar frische Maien-Röslein, und die Lippen halb offen, als wollte sie was sagen. Die Mutter aber saß am Spinnrad vor dem Kinde und hielt in ihrem Fleiße inne, damit das Kind durch das Schnurren nicht wach würde. In unnennbarer Sorge und Liebe sah die arme Frau auf das schlafende kranke Kind und verwandte kein Aug davon; denn es war halt ihr Alles auf der Welt. Wie sie nun so immer und immer auf das Kind hinsah, da kam's auf einmal wie ein süß herzig Lächeln über des Ännchens Gesicht, und die Mutter bekam dabei eine rechte herzbange Freudigkeit und sagte so vor sich hin: „O, du lieber Gott, wie dank' ich dir! Mir scheint, das Fieber ist jetzt doch wieder vorüber; und wie Ännchen im Schlaf lächelt, so spielt sie gewiß mit den lieben Engeln."

Nun setzte sie sich wieder an's Spinnen, spann aber nicht, sah nur auf ihr Ännchen, und ward ihr doch wieder so bang und meinte: „Aber was schläft das Kind heut' doch gar so lang!"

So verging eine schöne Zeit, und darüber ward's in der Kammer immer dunkler und dunkler und der armen Frau immer banger und banger. Und wie nun das Zwielicht kaum mehr auszuhalten war, und die finstre Nacht herankam, so stand sie auf und ging in der Kammer auf und ab, und immer wieder zu ihrem kranken Kind, neigte sich darüber und sagte in ihrer Kümmerniß: „Ach Gott, will denn das Kind ewig lang schlafen?" Und rief die heiligen Schutzengel an in ihrer Einsamkeit, denn es war ihr just so, als wär' sie ganz allein auf der weiten Welt, und Alles ausgestorben. Ihr guter Freund, der Buchfink daneben im Garten, pfiff auch nicht mehr, sondern hatte schon den Kopf hinter die Flügel gesteckt. Und wie nun ihre Herzensangst immer größer und größer ward, konnte sie's endlich nicht länger halten und rief laut aus: „Hast das Morgengebet versäumt, mein frommes Kind, und hast die Morgenglocke verschlafen! Wach' doch auf, bald ruft die Vesperglocke, und dann ist's Zeit zu wachen und zu beten."

Und sie harrte in Mutterangst von Secunde zu Secunde, bis die Vesperglocke erklänge, und hoffte, daß dabei das Kind erwachen werde.

Sie hatte so oft, wenn sie in der äußersten Noth nahe an Verzweiflung war, wieder Trost und Vertrauen gefunden, wenn ein heller, reiner Glockenklang Glaube und Liebe in der Brust

wach rief. Und jetzt, wo ihr Letztes und Liebstes auf Erden schwer krank lag, vor ihr, die von Allen verlassen war, in dunkler, unheimlicher Abendstille, da bedurfte sie des Trostes erst recht, — darum harrte sie mit banger Angst auf das Ave-Maria-Geläute zur siebenten Stunde. Aber die siebente Stunde war vorüber, und das Geläute erscholl heute nicht, denn es war ja Charfreitag, der Sterbetag des Herrn Jesu Christ; und an dem Tag sind die Glocken nach Rom gegangen.

Der Wächter, der auf der Gasse mit Hellebard und Laterne wandelte, stieß heute nicht in's Horn, sondern sang mit dumpf eintöniger Stimme einen neuen Reim für den heutigen Tag:

„Ihr Herren und Frauen laßt euch sagen:
Der Hammer der hat Neun geschlagen;
Der Herr Jesus Christ liegt nun im Grab,
Habt Acht auf die Seel'! Das Fleisch stirbt ab;
Die Seele tragen die Engelein
In den Schooß des himmlischen Vaters heim. —
Amen! — Ave Maria!" —

Die Glocke hatte neun Uhr geschlagen, — die Mutter legte ihren Mund auf Ännchens Wangen — die waren kalt. Sie fühlte an ihr Herz — das klopfte nicht mehr. Sie faßte ihre Händchen — die waren starr und erwarmten nicht wieder am Mutterherzen; — das Kindlein war todt. —

„So erbarme sich der Himmel mein! ich kann ohne mein Kind nicht leben!" Also rief die Mutter, die arme Frau Regine, rief's in namenloser Liebe und namenlosem Schmerz und sank am Sterbebette bewußtlos nieder.

Zweites Capitel.

Der Ostermorgen war in wunderfreundlichem Glanze über der lieben Gotteserde aufgegangen. Der Frühling, von jeher ein geschworner Feind aller Traurigkeit, hatte sein Bestes gethan, der lustigen Kinderwelt ein schönes Osterfest zu geben, und ließ Feld und Wiese so wunderbar grünen und blühen, daß sie im bunten Farbenschmuck nicht anders aussahen, als eine mit lieblichen Bändern geschmückte Osterbude, wo die mannigfaltigsten Eier in zierlichen Malereien zur Lust aller Kinder zur Schau gestellt sind, und alle mit lustigen Sprüchlein und feinen Reimen überschrieben, als da wär' z. B.:

„Wer mich liest, versteh' dieß wohl:
Die Welt ist aller Farben voll,
Die Freude bunt und schwarz der Schmerz,
Blüthweiß ein unschuldvolles Herz."

Oder auf einem andern:

„Lies das Sprüchlein und führ's zu Gemüth:
Die Erd' ist eine Blum' durch Gottes Güt',
Der Mensch sitzt in dem Kelche drin,
Zu Gottes Ehren soll er blüh'n."

Und da war auch keines unter allen denen, die sich auf Feld und Au, unter Blumen und Keimen herum tummelten, oder die am fröhlichen Bach und Quell fröhlich dahin schritten

und mit Bach und Quell zugleich ihr Morgengebet am Auferstehungstage des Herrn still darbrachten, oder denen die Sonne warm auf die Brust schien, — da war keins unter allen, das sich nicht herzinnig erfreut, und dem lieben Gott Vater im Himmel gerührt gedankt hätte, daß er sie leben ließ bis zum heiligen Auferstehungstage des Herrn. Die Kinder alle gingen mit grünen Reisern und mit bunten Kränzen und Bändern zierlich geschmückt, als hätten sie mit dem Frühling zugleich den alten griesgrämlichen Winter vertreiben geholfen. Was von Knospen grünen konnte, blühte; was von Menschen reden und singen konnte, das sang heute dem Ostertag zu Ehren.

Aber einsam und trostlos in der engen Kammer saß die Mutter bei ihrem todten Kinde. Sie hatte ja gar nichts mehr auf der weiten Erde, was sie heißer liebte, als ihr Kind. Was geht über Mutterliebe? Mutterliebe ist mehr als Sonnenlicht und Sternenschein! Die beiden können ja nur wohlthun, — lieben nicht! — Mutterlieb' ist süßer, als alle Freuden in der Welt; — die können nur für einen Augenblick das arme Menschenherz entzücken, aber Mutterlieb' umschlingt ein ganzes Leben und reicht über's Leben noch hinaus. Was Freud und Leid auf Erde ist, das liegt all zusammen in einem Mutterherzen, das kann nur eine Mutter empfinden und Gott sagen, aber den Menschen sagen kann sie's nicht.

Und so saß die Frau Regine bei ihrem Kinde und sprach in ihrem Jammer: „Töchterlein! mein lieb' Töchterlein! — Ach, müssen wir denn geschieden sein? — Sag' an, wie soll ich's

treiben, daß ich kaum lebend bleiben, und soll dich wissen im kühlen Grab?! — O, mein Kind, das drückt mir das Herze ab."

Also jammerte die Mutter und der erste Sonnenstrahl schaute durch's Fensterlein in die öde Stube und da ward das bleiche Gesicht des todten Kindes wieder roth und röther wie sonst; aber die Mutter gewahrte das nicht, sie küßte ihr Kind und sprach dann:

„O, lieber Gott, hätte mein Kuß die Kraft, daß er dich wieder in's Leben schafft'! — Ich kann dich ja nicht missen; viel tausend Mal wollt' ich dich küssen! — Ich wollte dich küssen wieder roth, bis ich selber von Küssen hätte den Tod. Wenn ich gleich am Halse dir sterben sollte; bis zum letzten Hauch ich dich küssen wollte!" —

Und sie weinte wieder und neigte sich dann zum Kinde nieder, und küßte es auf die bleichen Lippen, die der Sonnenstrahl des Ostermorgens wieder geröthet hatte, ohne daß sie es früher gewahrte. Als ihre Lippen aber auf denen des Kindes lagen, fühlte sie diese warm, als hätten sie wieder Leben und da meinte sie in ihrer bittren Kümmerniß: „der Schmerz sogar spottet meiner!" und legte ihre Stirne auf des Kindes Brust. Da fühlte sie diese wieder pochen, anfangs leise und dann immer stärker, und sie sprach wieder: „Ach, wie so heiß ist mir die Stirn'! Nun täuscht mich gar mein arm Gehirn!" Sie weinte wieder und legte ihre Arme um des Kindes Hals, und hob ihm den Kopf mit den blonden Locken etwas vom Sterbekissen empor; sie wollte es noch zum letztenmale betrachten. Da fühlte sie

sich leise auch umschlungen von des Kindes Händchen und sah sein Köpfchen höher gehoben, als sie es that. — „Lebst du, mein Kind, oder kehrst du zurück? — Nein! nein!" sprach sie trostlos; — „mich täuscht nur die Thräne in meinem Blick!" —

„O nein, lieb' Mutter, Thränen täuschen nicht!" sprach jetzt das Kind und erhob sich immer mehr; und der Mutter war's, als zögen wunderbare Glockentöne an ihrem Ohre vorüber, und draußen klang hell und tröstend das Frühgeläute am Auferstehungstag. —

Nun sprach das Kind, das gestorben war: „Daß du mich so unaussprechlich lieb hast, das fühlt' ich erst und sah es, als ich todt war und da ward mir so unendlich bang um dich! Wo ich hinkam, da war es wohl recht freundlich und schön, wie ich's auf Erden nie geseh'n; doch wohin ich blickt', wohin ich sah — dich, Mutter, entbehrt' ich fern und nah. Ein helles Englein kam zu mir, und sagte, wie schwer das Herz jetzt dir; da ward mir so weh in meiner Brust, ich hatt' es geahnt, doch nie gewußt; ich konnte dich nicht traurig seh'n, ich bat, daß ich dürfte zur Mutter geh'n. Das Englein erlaubte mir's freundlich gleich, nun komm' ich vom lieben Himmelreich. Dich weinend wissen, das konnt' ich nicht; da bin ich jetzt, Mutter! o wein' mir nur nicht!"

Das Kind sprach diese Worte und küßte die Mutter, und hatte einen Strauß in der Hand, den ihm die Mutter doch vorm Sterben nicht gereicht hatte, einen Strauß voll duftender Blumen; den gab das Kind der Mutter und sprach: „Mitgebracht

hab' ich sie, Mütterchen! aus einem schönen Garten, wo viel Engel der Blumen warten! Der Herr Jesus Christ der Gärtner ist — der seiner Blümlein keins vergißt."

Und wie das Kind die Worte sprach, so klang von außen im Chor der Gesang der Prozession und hielt eben in dem schönen, alten Osterlied bei dem Absatz:

„Mein Glaube darf nicht wanken!
O tröstlicher Gedanken!
Ich werde durch sein Auferstehʼn
Gleich ihm aus meinem Grabe gehʼn!
Halleluja!"

Das Meßner-Glöcklein erklang zum Segen. Die Mutter und ihr Kind knieten nieder und klopften in frommer Andacht an's Herz.

Den Blumenstrauß, den das todte Kind der Mutter brachte, hat diese sorgfältig bewahrt; aber er blühte hier nicht lange, und am Abend des zweiten Ostertages lagen Mutter und Kind in einem Sarg; — die Blumen aber blühten frisch an ihren Herzen.

Also hat der liebe Gott der armen Frau ihren Wunsch und dem treuen Kind den seinigen auch erfüllt, und nun sind sie alle zwei bei Gott und freuen sich ewiglich.

Die Geschwister.

I.

Wie die zwei Geschwister in den Wald kommen und sich verirren.

Es waren einmal zwei Geschwister, die weder Vater noch Mutter mehr hatten. Die gingen in den grünen Wald und wollten Erdbeeren suchen, um ihren Hunger zu stillen. Je weiter sie nun in den Wald hinein kamen, um so dichter wurde das Gesträuch, und um so enger hingen die Zweige und Äste durcheinander, so daß sie kaum mehr das liebe helle Sonnenlicht durchschimmern sahen. Endlich kamen sie zu einem hohen prächtigen Baum, dessen Gleichen sie noch nicht gesehen hatten. Auf einem Ast dieses Baumes nun saß ein schöner, bunter Vogel mit einer glänzenden Kette um den Hals, der sang

gar liebliche und eindringliche Weisen, so daß der Knabe sein Körbchen wegstellte, ihn aufmerksam besah und dann sprach: „Wie der Vogel mit seinen bunten Federn so groß thut! Sieh' nur, Schwester, und wie seine Kette glänzt und flimmert! Was gäb' ich d'rum, wenn der Vogel mein wäre. Das wäre mir so lieb, als alles auf der Welt." Er gab sich nun alle erdenkliche Mühe, ihn zu fangen, aber der Vogel hatte gewiß das Verlangen des Knaben gemerkt, er sprang neckisch von Ast zu Ast, und sang wie zum Spott: „Von Ast zu Ast! Bis du mich nicht hast, bin ich nicht dein! Bin ein lustiges freies Vögelein! Deine Lust mußt du lassen; ich laß mich nicht fassen. Wenn ich will, komm' ich zurück, wie das Glück, wie das Glück!" und „Glück! Glück! Glück!" so zwitscherte es ferner durch die Zweige, als der Knabe fruchtlos und von Schweiß triefend ihm nachjagte, und seine Schwester ihm athemlos mit dem Körbchen folgte, und dabei sprach: „Laß doch den Vogel, lieber Bruder! Sieh'! von seinen Farben werden wir ja nicht satt, und über deinem Nachjagen sind wir von dem schönen Erdbeerengrund weggekommen, den ich gar nicht mehr finden kann." Sie liefen nun zurück, fanden aber den Erdbeerengrund nicht mehr, der grad wie aus dem Walde verschwunden war; denn so weit sie sich umschauen konnten, erblickten sie gar nichts als dichtes, unfruchtbares Gehege und dunkles Gezweige. Dabei ward es auch immer finstrer und finstrer; die Sonne schimmerte nicht mehr durch die Zweige, und die beiden Geschwister faßten sich ängstlich bei den Händen, und hielten sich aneinander, und die Schwester rief kleinlaut aus:

„O, wir armen Kinder! nun sind wir verloren! Wir müssen jetzt im Walde übernachten, und Gott weiß, ob wir uns morgen wieder herausfinden können; so müssen wir verhungern, oder begegnen den Wölfen und andern wilden Thieren, die uns auffressen. O, wir armen Kinder!"

Als sie so wimmerten, und durch das Dickicht mühsam forttappten, sahen sie von weitem ein rothes Flämmchen ganz lustig hin und hertanzen. — „Siehst du, Schwester, dort ist Licht," rief der Knabe froh, „dem wollen wir nach! Das führt uns gewiß unter Dach und Fach! Komm'! — „Ach nein, lieber Bruder!" erwiederte ihm die Schwester, „thu' das ja nicht, und traue dem feurigen Männlein nicht; es wird ein Irrwisch sein, und uns irreführen wollen." — „Geh', was bist du für ein närrisches Ding," sprach der Bruder, — „es kann ja unser Glück sein." Inzwischen aber kam das Flämmchen ein wenig näher, sah wie ein großes Gesicht aus, das allerlei Narrenpossen trieb, sprang lustig einher, und sang: „Ich weis' euch den Weg, über Stein und Steg, bald da, bald dort, bald wieder fort! Bald hell, bald getrübt, wie's mir beliebt; bald vor, bald zurück, wie das Glück, wie das Glück!" So sang es und hüpfte weit vorwärts, die Geschwister immer hinterdrein, die Stimme verhallte und nur leise lispelte es noch: „Wie das Glück! Wie das Glück!" Darauf verlosch es ganz, und die Kinder spürten gar bald, daß sie in einen tiefen Sumpf sanken, und daß die alten Weiden, die herum standen, sie anklotzten; dann sahen und hörten sie nichts mehr, und sanken immer tiefer und tiefer hinunter.

II.

Wie die zwei Geschwister von einander kommen.

Als sie die Augen wieder aufschlugen, wurde ihnen gar seltsam zu Muth. Sie sahen nämlich, daß sie in einem großen, prächtigen Saal saßen, dessen Decke wie Kristall schimmerte, von welcher wieder tausend Lämpchen wie Sterne herabhingen; die Säulen waren von Smaragden, und um diese herum schlangen sich lauter Rosenkränze, die von Rubinen geflochten waren. Und in der Mitte des Saals war ein Teich, mit hohen grünen Rasen voller Blumen eingefaßt; und mitten in dem Teich war ein prächtiger Springbrunnen. Die Blumen selber aber hatten alle die Form von Herzen und waren hell und klar durchsichtig, daß man ein Stäubchen in ihnen hätte entdecken mögen. Die Rosen waren wie lauter lustige Kindergesichter anzuschauen, die von Gesundheit strotzten, und verbargen sich schamhaft vor dem allzu neugierigen Beschauer hinter ihre Schwestern; — die Tulpen aber, die aus eitel blinkendem Gold herauswuchsen, sahen aus wie funkelnde Kronen, und ragten stolz mit den gekrönten Häuptern hervor. Als nun die beiden Geschwister am Blumen=hügel standen, und sich an allen den Herrlichkeiten lange noch nicht satt sehen konnten, sank der Springquell plötzlich, ward gegen unten zu breiter, bildete eine weite kristallene Muschel, und in derselben, aus der Tiefe emportauchend, saß eine gar seltsame Gestalt; die trug eine dunkle Krone auf dem Haupt, und war in

einen großen, weiten Mantel eingehüllt, aus dessen Falten wieder allerlei Gestalten, traurige und lustige, hervor schauten, als spielten sie Versteckens unter dem Mantel. Die Füße des Königs im großen Mantel und mit der dunklen Krone ruhten auf einem Stern, der alle Farben spielte und bald freundlich saphirblau, bald dunkel rabenschwarz und bald wieder blut- oder purpurfarbig aussah. — Endlich sprach er zu den Geschwistern, die vor Staunen und Schrecken sprachlos vor ihm standen: „Willkommen, Kinder, in meinem Schloß! Ich bin der König Zufall, und kenn' euch Beide schon lang. Nun ihr in meinem Schlosse seid, seht euch hierinnen nach Allem um, was euer Herz erfreut, denn lang kann ich euch nicht bewirthen. Und nun, bevor ihr scheidet, will ich euch noch erlauben, daß sich eins von Beiden ein Geschenk ausbittet aus meinem Reich!"

„Ach, schenk' uns lieber du selbst etwas, guter König!" bat die Schwester, „wer weiß, was wir zwei uns Unkluges erbäten!" — Der Bruder aber stand sinnend, und sah ganz unverwandt wie entzückt nach den gekrönten Tulpen hin.

„So nehmt denn," sprach der König, „diesen Talisman," (indem er einen Ring hinreichte) „aber eine Wahl lasse ich euch dennoch. — Wer ihn nimmt, gelangt zu Glück, aber zu Glück ohne Liebe; wer ihn verschmäht, und dem Andern überläßt, erhält die Liebe, aber ohne Glück, und muß, wenn des Andern Glück Bestand haben soll, dieß selbst entbehren! — Nun wähle eines von euch Beiden den Talisman!"

„Mir das Glück! das Glück!" rief der Bruder wild ver-

langend, und die Schwester stand weder trauernd, noch nach dem verlornen Talisman geizend, aber mit einer wehmüthigen Thräne vor ihm.

„Behalt' das Glück, lieber Bruder!" sagte sie, „sei glücklich. Hab' ich ja doch die Liebe, die große und treue Liebe zu dir, und so hab' auch ich des Glückes genug!" Dann umarmte sie ihren Bruder noch einmal innig, der ihre Zärtlichkeit kaum erwiederte. Der König aber auf der Muschel rief: „Und nun, lebt wohl! Auf dich, Jüngling, wartet schon meine Reisegelegenheit und auch ein neues, prächtiges Gewand ist für dich in Bereitschaft.

Da ließ sich von der Decke ein herrlicher Paradiesvogel nieder, der Jüngling setzte sich als Reiter darauf und schwang sich in die Höhe; die Decke wich auseinander, und bald sah ihn die Schwester nicht mehr. Die Muschel schloß sich wieder, und verbarg den König, der darinnen saß, die Blumen sanken tiefer in die Erde, der Springquell rauschte leiser, die Säulen wurden niedrer und niedrer, so daß sie endlich wie elende Baumstämme aussahen, die kristallene Decke ward immer dunkler und senkte sich immer tiefer, und endlich war sie nur ein Binsendach; das Mädchen aber lag wie träumend darunter.

III.

Wie der Bruder ein großer Herr wird.

Dem Bruder erging es nun auf seinem luftigen Fuhrwerk seltsam genug. Der Vogel machte keine Raststation. Erst nachdem er drei Tage lang geflogen war, begann er langsamer zu flattern, und senkte die Flügel gegen ein wunderschönes Land zu, das, so weit man umblicken konnte, von einem See umflossen war, dessen Wellen wie gediegenes Silber glänzten. Die Bäume und Gesträuche, die das Ufer ringsum im lebhaftesten Maigrün umsäumten, schimmerten nicht anders, als wären die Blüthen und Knospen nur lauter helle Edelsteine. In der Mitte der Fläche aber erhob sich ein Berg, von dessen sanftem Abhang drei kristallene Bäche herabrieselten, und auf dessen Anhöhe ein großes Schloß in voller Pracht und Herrlichkeit dastand. Beim ersten Anblick schien's, als wäre das ganze Gebäude aus buntfarbig glänzendem Marmor, von Säulen getragen; dann aber, je mehr man es besah, schien es wieder, als wären alle die Säulen nur ineinander verflochtene, zusammen emporwachsende Riesenstauden, deren Blüthen sich oben zum Knauf gestalteten, und durch deren höchst seltsame Verschlingungen köstlicher Balsamduft und wunderbares Tönen und Klingen zitterte. — Das Dach selbst schien dann wie aus wunderbaren Verzweigungen und im Wetteifer sich rankenden Blüthen emporgehoben. Aus jeder Blüthe aber, so wie aus jedem Wellenring des See's und

der drei Bäche guckten fröhliche Kinderköpfchen, die dann eben so schnell wieder sich zurückneigten und verschwanden.

Inzwischen hatte der Paradiesvogel seinen Reiter am Gestade des See's abgesetzt, und schoß schnell wieder in die Lüfte hinauf, immer höher und höher, so daß er endlich nur noch wie ein ganz winzig kleiner blauer Punkt zu erkennen war, und bald das auch nicht mehr. Der Jüngling aber stand staunend und wie aus den Wolken gefallen am Ufer, und rief aus: „O, in welchem wunderbaren Lande befinde ich mich jetzt? Welcher König muß wohl hier herrschen? Was soll ich nun anfangen? oder soll hier schon mein Talisman wirken?" — Da hörte er, daß neben ihm eine widrig krächzende Stimme ihm also Bescheid gab: „Das ist das Land des weiland Königs Kaf, dessen Söhnchen, unter der Vormundschaft seiner Mutter, jetzt das Reich beherrscht."

„Wer bist du denn, der hier spricht?" fragte der Jüngling, erstaunt über das seltsame Ereigniß, und indem er sich umsah, bemerkte er einen ungeheuern Pfau, der in voller Pracht neben ihm stand, ihn wie mit glühenden Augen anstarrte, und den Schweif im vollen Rad wie einen diamantenen Spiegel entfaltet hatte, dessen Rand mit lauter Rubinen von unschätzbarem Werth besäet war, und worin nur ein einziger, der größte, zu fehlen schien. —

„Ich bin des weiland Königs Bruder," antwortete der Pfau und richtete das Haupt stolzer in die Höh', worauf ein goldenes Krönlein statt des Pfauenschopfes prangte; — und galt

vor Zeiten viel im Reich, denn ich hatte einen Rubin in meiner Schatzkammer, den mir unser Vater bei seinem Tode als Vermächtniß zur Entschädigung hinterlassen hatte, da er meinem Bruder das Reich zutheilte. Von diesem Rubin nun hing das Schicksal des ganzen Reiches ab, dessen Talisman er war; deßhalb hegte und verehrte man mich nicht anders, als wie den König selbst, und wer irgend zu hohem Rang und Ehren gelangen wollte, der kniete vor meinen Stuhl hin, als wenn er vor dem König selber kniete. Dieß wurmte aber den weiland König Kaf, meinen Bruder; es verdroß ihn die große Ehrerbietung, die das Volk vor mir hatte, und weil ihm nun die Erhaltung des Reiches am Herzen lag, wozu er den Besitz des Rubins nöthig hatte, so that er endlich, was er lang im Sinne trug, und wozu ihn seine Gattin, die eine überaus stolze Frau war, vollends anreizte; — der Rubin wurde mir nämlich heimlich geraubt. Der Verdacht des Raubes wurde glücklich vom König selbst abgewendet, und ich, verzweifelnd, von allen verhöhnt, die mich früher meines Kleinods halber verehrt hatten, im wahnsinnigen und doch ohnmächtigen Zorn, verließ halb freiwillig, halb gezwungen das Schloß, und befinde mich jetzt, wie du siehst, vor dem Gitter, welches das Land von dem See trennt; ohnmächtig, meiner Feindin, der stolzen Königin, die seit ihres Gatten Tod für ihren unmündigen Sohn herrscht, zu schaden, und — —", da scholl es plötzlich wie Hülferuf und Wellengeplätscher im See. Eilig sprangen Leute, bleich vor Angst, in die Fluth und viele Stimmen riefen: „Rettet den

Prinzen! Rettet! der Prinz ertrinkt. Der Pfau aber schoß wie ein Blitz in das Wasser, und setzte sich auf seinen ausgespreizten Schweif hin, der ihn auf der Oberfläche zu tragen schien, hob den Kopf wie triumphirend in die Höh', und so oft einer von den am Ufer Stehenden nahen und zur Rettung des Prinzen in den See springen wollte, schlug der Pfau gewaltig mit den Fittigen um sich, so daß Jeder geblendet und verscheucht ward. Indessen kam die Königin bleich und zitternd, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar, und rief mit verzweifelnder Stimme: „O, mein Sohn! mein Sohn! Helft, ihr lieben Leute! Rettet!" Dabei wollte sie sich in ihrer Mutterangst in den See stürzen, als der Jüngling, der sich früher mit dem Pfau in das Gespräch eingelassen hatte, ohne viel Bedenken in die Fluth sprang, — der Pfau aber krächzte ihm spottend entgegen: „Büblein! Büblein! nimm dich in Acht, daß dich der Pfau nicht irre macht. Mein Fittig soll dich schon walken! — das Wasser hat keine Balken!" — Dabei begann er boshaft mit den Fittigen zu schlagen und den Jüngling zu blenden, der aber die Besonnenheit hatte, daß er seinen Talisman aus dem Busen zog, und einen Wunsch dabei aussprach. — Da ward das Wasser eben, der Pfau senkte kraftlos die Flügel, und aus den getheilten Fluthen blickte lächelnd der Königssohn, den er in den Arm faßte, und unter lautem, tausendstimmigem Frohlocken der Menge der weinenden Mutter zurückgab! Die Königin aber drückte ihren wiedergefundenen lieben Sohn vielmal an die Brust und küßte ihn auf Stirn und Wangen und Mund; dann reichte sie dem

Jüngling ihre Hand, die dieser ehrerbietig küßte, und sprach zu ihm: „Ich habe mein königliches Wort gegeben, daß der Retter meines geliebten Sohnes der Erste nach mir in diesem Reich sein soll. — Darum folget mir. Ich übergebe Euch die Bewahrung meines köstlichen Kleinods, eines Rubins, den immer nur der Erste im Reiche zu bewahren hat, weil das Heil oder der Untergang des Reichs daran gebunden ist. Darum sollt Ihr diesen getreu und gewissenhaft bewahren. Würdet Ihr ihn aber unredlich hüten, so wäre Euer Kopf nicht sicher! Doch Euer edler Anstand überzeugt uns Alle des Gegentheils. Folget uns jetzt." — Nun ging die Königin mit ihrem Sohn in das Schloß, und ihr folgte der vom Glück so wunderbar erhöhte Jüngling unter lautem Jubel der Menge, die sich um ihn drängte, und den Saum seines Kleides zu berühren wetteiferte. Von der Zeit an war er der Erste des Reiches, und bei allen Festen, welche die Königin anstellen ließ, ward er hoch geehrt.— Er aber wurde von so vielem Glück übermüthig und bekam eine solche trotzige Zuversicht auf seine eigene Kraft und Macht, daß er sich eines Tages, wie er seinen Talisman ansah, dachte: „Du bist mir jetzt unnütz, ich bedarf deiner gar nicht mehr." Und nahm ihn und warf ihn in den See.

IV.

Wie es indessen der Schwester erging.

Die Schwester lag geraume Zeit unter dem armseligen Binsendach; das ganze Ereigniß bei dem König Zufall und die Trennung von ihrem Bruder, den sie so lieb hatte, schien ihr nur ein Traum. Endlich erhob sie sich langsam, rieb mit der einen Hand die Äuglein, und blickte dann verwundert umher. Da sah sie, daß sie sich in einem niedern Hüttchen befand, das mit großer Mühe spärlich aus Stämmen zusammengefügt war, und wo die Spalten der Wände mit feuchtem Moos verstopft waren. Eine Bretterbank am Herde machte mit einem Strohlager und Spinnrad den ganzen Hausrath des Hüttchens aus. Die Eigenthümerin und Bewohnerin der Hütte aber war ein altes Weib, das keinen Zahn mehr im Munde hatte, mit viel hundert Falten und Runzeln im Gesicht. Sie hatte sich, um sich vor dem scharfen Frost zu schützen, in einen alten abgeschabten Pelz eingewickelt, und in diesem Aufzug stand sie jetzt vor dem Mädchen, welches jammernd und dann den Blick nach oben gekehrt, trostlos die Hände in den Schooß sinken ließ.

„Weine nicht, mein Würmchen", sprach die Alte zu der Weinenden, „weine nur nicht; — sieh', ich will dich ja pflegen und hüten, wie dein seliges Mütterchen, und will mein bischen Armuth mit dir theilen, und will mich ja gern an meiner Krücke in den dunkeln Wald hinausschleppen, und dürres Reis zusam=

mensuchen, damit wir Beide nicht erfrieren, du, mein Holdchen, und ich; — aber fleißig spinnen und nähen mußt du, das sag' ich dir, und mußt mich dann auch ein klein wenig in meinen alten Tagen pflegen, so will ich dir wieder ein Guts thun, und dich lieben wie meinen Augapfel!"

„Aber wer bist du denn?" fragte das Mädchen verzagend, und die Alte antwortete ihr: „Ich bin das Unglück; — aber was erschrickst du denn? — ich bin ja nicht so fürchterlich, wie du dir wohl denken magst, und wir wollen beisammen bleiben, und uns schon zusammen fortbringen. Setz' dich nur geschwind an's Spinnrad und fang an zu arbeiten, denn du mußt bis heute Abends noch so viel spinnen, daß sich ein Riese einen hübschen Mantel daraus machen lassen kann. — Also setz' dich nur an's Spinnrad, und nimm den Rocken, — und ich sag' dir, daß mir das Gespinnst ja fertig ist, bis ich am Abend wieder komme."

So sprach die Alte, nöthigte das Mädchen zum Sitzen, ging dann an den Herd, schälte zwei Rüben, warf sie in einen Wassertopf blies hüstelnd ein paar eben noch glimmende Kohlen an, und sagte dann: „Da schau' nur, mein Püppchen! was ich dir heute für ein Sonntagsmahl bereiten will; das wird dir schmecken!"

„Aber will denn die Sonne heute gar nicht aufgeh'n?" seufzte das Mädchen.

„Nein, mein Würmchen!" erwiederte die Alte, „bei mir geht die Sonne über Jahr und Tag nicht auf." Dann rückte sie

den Topf näher an die Kohlen, ging vor die Thür, riegelte sie von außen zu und ließ das Mädchen allein.

Das Mädchen nahm nun den Rocken, und als sie den Haufen Werg sah, den sie zu spinnen hatte, sprach sie seufzend: „Du mein Gott! da ist ja Werg zum Spinnen für ein ganzes Jahr; wie soll ich armes Mädchen es nun zu Stande bringen? — „Ei was," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „das Kopfhängen macht's auch nicht besser, und das Seufzen hilft mir nun im Spinnen nicht. So will ich lieber frisch und mit Gott an's Werk gehen, und spinnen, so viel ich kann."

Damit begann sie nun zu spinnen, und spann unabläßlich den ganzen lieben Tag hin fort. Manchmal dachte sie auch dabei: „Was wohl jetzt eben mein lieber Bruder treiben wird? Ist mir doch, als hätt' ich ihn wenigstens ein halbes Jahr lang nicht gesehen! Ich habe so eine unsägliche Sehnsucht nach ihm, daß ich gleich ein gutes Stück von meiner Lebenszeit hergäbe, wenn ich ihn sehen könnte und wissen, ob er glücklich ist." Dann spann sie wieder fort und dachte sich mittlerweile: „Wie doch heute der Tag kein Ende nehmen will! Mir ist, als wenn ich eine wahre Ewigkeit lang da säße und spänne, und das Ding geht mir doch von Händen, ich weiß gar nicht wie." Sie sah, daß der Haufe Werg sich bereits bedeutend verringert hatte, und ihr Tagwerk zur Neige ging. Um so rüstiger spann sie fröhlich fort, wenn ihr auch die Finger schon weh thaten, und fast wund wurden; auch fing's an, sie stark zu schläfern, und kaum vermochte sie mehr die Augen offen zu halten. Endlich spann sie den letzten Faden, und

als er zu Ende war, war auch ihr Tagwerk zu Ende, und sie konnte sich kaum mehr aufrecht halten. Da knarrte die Bretterwand und die Alte trat freundlich mit einem Bündel Reisholz herein, lud es ab, sah dann das Mädchen an, welches eben die Augen schloß und schlummerte, und sprach dann leise, indem sie eine Thräne aus dem Auge wischte: „Mein armes Püppchen! Du hast wohl lange gesponnen. Nun! nach gethaner Arbeit ist gut ruh'n!" Dann setzte sie sich an ihr Lager, und sang vor der Schlummernden mit leiser Stimme ein Wiegenlied nach folgender Weise:

„Schlummre süß, schlummre süß!
Wie im Paradies!
Ohne Leid und ohne Sorgen
Schlummre bis zum schönen Morgen!
Unglück sitzt an deiner Seite
Und bewahrt dich treu vor Leide.
Bist mein fleißig Töchterlein,
Unglück singt und lullt dich ein;
Hartes Lager, hartes Kissen
Bettet weich ein rein Gewissen;
Schlummre süß, schlummre süß!
Wie im Paradies!"

So sang die Alte und saß vor ihr die ganze lange Nacht hindurch, ohne ein Auge zu schließen. Am andern Morgen aber weckte sie das Mädchen gar früh, streichelte es freundlich bei der Hand, und belobte es wegen der Arbeit.

„Schönen guten Morgen", sprach das Mädchen; „aber sagt mir nur, was aus mir werden soll?"

„Du sollst mir nun," erwiederte ihr die Alte, „den Mantel weben, wozu du den Stoff gesponnen hast. Willst du das, mein Püppchen?"

„Ja wohl, will ich es gern," versetzte das Mädchen; „aber sagt mir nur, wie soll ich das anfangen, da ich ja hier weder Webstuhl noch Schiffchen habe, deren man zu solcher Arbeit benöthigt ist!"

„Noth bricht Eisen," sagte die Alte, „d'rum müssen wir Rath schaffen. Nun begann sie, die alte Bank umzustürzen, und aus dem Reisholz, das sie mitgebracht hatte, so viel es ihr Alter gestattete, mit Mühe und Sorgfalt einen Webstuhl zu bereiten, und sagte während dieser Arbeit: „Auch sollst du mir gar schöne Rosen künstlich hineinweben. Willst du das?"

„Ja, recht gern will ich das," versetzte das Mädchen; „aber wie werd' ich's zu Stande bringen, da ich keinen Stoff dazu habe?"

„Den wirst du schon finden," sprach die Alte, „nur laß dir das Herz nicht schwer werden, so webst du die schönsten Rosen darein. Meinst du, daß es bei mir so schwer fällt, Rosen zum Blühen zu bringen? Auch denk' ich, daß dir diese Rosen seiner Zeit recht gute Dienste thun werden."

„Ich will ja alles gern thun; nur kommt mir der Tag eine Ewigkeit lang vor," meinte das Mädchen; „und wie viel lieber web' ich, weiß ich, daß mein Bruder, den ich lieber hab' als

mich selbst und die ganze Welt, glücklich ist, weil ich beim Unglück bin. So haben wir ja getauscht, und der Tausch reut mich nicht."

„Er soll dich auch nicht gereuen," sprach die Alte, verließ sie, wie am ersten Tag und verriegelte die Thür.

„Das Mädchen saß nun wieder wie den Tag zuvor, und webte mit rastlosem Fleiß an dem Mantel, und sprach im Anfang traurig: „Ach, wie soll ich heute den Mantel zu Stande bringen? Wenn ich den Stoff anseh', denk' ich, es sei eine Arbeit für ein ganzes Jahr vollauf! Und nun soll ich noch zu allem Rosen hineinweben, und weiß nicht wie." Dabei senkte sie das Köpfchen schwermüthig und stützte es in die Hand. „Aber ei!" sprach sie dann immer wieder fröhlich darauf: „Kopfhängen macht's auch nicht besser, und das Seufzen hilft mir beim Weben nichts; auch ist ja mein Bruder glücklich, wie ihm der König Zufall verheißen hat, dessen Versprechen bei mir wenigstens eintrifft; und wenn ich denk', daß mein Bruder glücklich ist, so kann ich doch noch weniger traurig sein!" Und so oft sie an ihren Bruder dachte, lächelte sie, weil sie dachte, er würde glücklich sein; so oft sie aber lächelte, stand auf ihrem Gewebe eine schöne rothe Rose lieblich eingewirkt. So saß sie wieder den ganzen lieben Tag, und dachte an ihren Bruder, nach dem sie die große Sehnsucht im Herzen trug, und webte an dem ungeheuern Mantel. — Sie webte noch spät am Abend, und gedachte wieder: „Wie scheint mir doch heute der Tag so ewig lang, und wie fällt mir doch die Trennung von meinem lieben Bruder so schwer, just als wären die zwei Tage, daß wir von einander sind,

zwei Jahre!" Endlich näherte sich das Gewebe seiner Vollendung, das Mädchen aber überfiel schon ein unwiderstehlicher Schlummer, und schloß ihr die Augen sanft zu. Sie legte ihr Köpfchen auf das harte Lager, der Mantel, dessen Saum mit den schönsten Rosen wunderbar prangte, lag neben ihr; da trat die Alte wieder herein, setzte sich an ihr Lager und sprach zu der Schlummernden: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn." Hierauf betrachtete sie wieder das Mädchen, dessen Brust sich schwer hob, und dessen Gemüth ein ahnungsvoller Traum erschreckte, denn ein Seufzer hob sich aus ihrer Brust; die Alte aber strich dem Mädchen die Locken aus dem Gesicht, und sang:

„Schlummre süß, schlummre süß!
Was du träumst, das ist gewiß;
Schwesterlieb' hat scharfe Blicke,
Schwesterlieb' läßt nichts zurücke;
Immerhin, immerhin!
Feste Lieb' und treuer Sinn."

Da seufzte das Mädchen wieder im Schlaf, und die Alte fuhr in ihrem Wiegenlied fort:

„Stör' nicht meines Kindleins Ruh',
Böses, finstres Traumbild du!
Schlaf, mein Püppchen, ohne Kummer,
Unglück wacht bei deinem Schlummer;
Schlummre süß, schlummre süß,
Wie im Paradies!"

Endlich, als es wieder Morgen war, weckte die Alte das Mädchen, das sich die Augen rieb, die von vielem Weinen ganz

roth waren. „Hast du von Perlen geträumt, Herzenspüppchen!" fragte die Alte, weil deine Augen wie verweint aussehen? — Perlen bedeuten Thränen!" — „Ja freilich hab' ich von Perlen geträumt," sagte das Mädchen, „und von meinem Bruder auch, nach dem ich solche Sehnsucht habe, daß ich meine, das Herz müsse mir zerspringen, und daß mir die zwei Tage, die ich von ihm getrennt bin, wie zwei lange, lange Jahre vorkommen!"

„Da hast du nicht so ganz Unrecht," versetzte die Alte, „denn bei mir dauert ein Tag ein Jahr, so wie ein Jahr im Glück so schnell wie ein Tag verfließt. Du bist halt zwei Jahre bei mir gewesen, mein Töchterchen!"

„Und was soll denn jetzt aus mir werden?" fragte das Mädchen bebend; „ich meine, ich muß sterben, wenn ich meinen Bruder nicht bald wiederfinden kann."

„Du sollst jetzt den Mantel, den du gesponnen und gewebt hast, zum Verkauf tragen," sagte die Alte; „ich brauch' dir den Weg nicht zu beschreiben, denn meine Schuhe, die ich dir geben will, weisen ihn dir von selbst. Du wirst schnell darauf gehen, denn es sind dieselben, auf denen ich meine Besuche mache, und du weißt, die Leute sagen: Das Unglück kommt geschwind!" So sprach die Alte, zog eilfertig dem Mädchen die Schuhe an, packte ihm den Mantel in eine Haselnuß ein, küßte es auf die Stirn und sagte: „Wir werden uns nicht mehr sehen, denk' meiner nicht mehr, und mach' deine Reise schnell, denn es ist hoch an der Zeit. Leb' wohl!" — Damit verschwand sie, und das Mädchen verwunderte sich nicht wenig, als es sich

nach ihr umsah, und von der Alten und der Hütte keine Spur mehr zu finden war.

V.

Was sich mit dem Bruder weiter ergeben hat.

Der Bruder lebte als Schatzmeister und Hüter des Rubins in dem Lande des jungen Königs in Saus und Braus, und dachte vor lauter Wohlleben an seine gute Schwester nicht mehr. Dafür hatte er eine Menge von sogenannten guten Freunden um sich, die ihm in's Gesicht schmeichelten, aber heimlich ihn um sein Glück beneideten und als einen Fremdling haßten. Sie dachten sich: „Wenn der hergelaufene Mensch nur recht bald vom Hof gejagt und aus dem Land vertrieben würde! Großes Glück ist wie starker Sonnenschein, es strahlt zu blendend und hat zu viel Schatten gleich neben sich. So lebte der Jüngling also in Lust und Wohlleben, täglich bei Fest und Gelage, wobei die Freunde nichts ermangeln ließen, sein ansehnliches Vermögen durch falsches Spiel zu vermindern. Obwohl nun die Königin und ihr junger Sohn in Huld und Freigebigkeit gegen ihn nicht müde wurden, so kam es doch dahin, daß in dem dritten Jahr, seit er in das Reich gekommen war, sein Reichthum gänzlich verschwunden war, und da er seinen Talisman im Uebermuth weggeworfen hatte, so konnte er seine Schätze nicht wieder ergänzen. Das hatte er nun von seiner Leidenschaft zum Spiel und von seinen falschen Freunden!

Einst saß er noch spät um Mitternacht würfelnd an einem Marmortisch mit einem seiner Spielfreunde, einem alten Männlein, der auf einem Auge blind, mit dem andern blinzelte, während er die Unterlippe bedächtig und unheimlich hoch über die Oberlippe hinaufzog, wozu denn seine Geiernase, seltsam genug, sich beinahe bis an den Mund herabbog, so daß das ganze, in viele Fältchen verzerrte Gesicht mit den buschigen grauen Augenbraunen als wie ein Schnellgalgen aussah; er pflegte gewöhnlich eine schmale spitzige Mütze auf dem Kopf zu tragen, und bei einem gewonnenen Spiel weiter kein Lebenszeichen zu geben, als daß er ein Schnippchen schlug. In jener Nacht nun, wie gesagt, saßen die Beiden zusammen, der Alte ruhig, wie ein steinernes Bild, der Schatzmeister und Rubinbewahrer aber in Verzeiflung, das Auge starr, die Wange wie vom leidigen Tod entfärbt, die Faust geballt, jeder Zug des Gesichts krampfhaft verzerrt.

„Laß uns enden," rief er endlich verzweifelnd aus, „all mein Hab und Gut ist verloren!"

„Warum nicht gar! Wer wird jetzt schon aufhören?" versetzte der Alte, „du mußt fortspielen und wenn Leben und Tod auf dem Wurf stände; das ist nun Spielgebrauch! Doch so arg steht es wohl mit dir noch nicht; und was Leben und Tod betrifft," fügte er lachend hinzu, „he! he! Leben und Tod sind weit von einander, zudem hast du noch Geld und Gut genug."

„Nein! Laß uns aufhören," rief der Jüngling verzweifelnd.

„Das geht nicht, Schätzchen," erwiederte der Alte; „das ist so Spielregel! Lustig, schüttle die Würfel!"

Ich habe keinen Heller mehr zu verlieren, all mein Hab und Gut ist hin!" rief der Jüngling.

„Wie du doch heute so lustige Possen treibst," sagte der Alte; „was? du hättest nichts mehr eigen? Was wäre denn der Rubin? 's ist ein heller, verwetterter Spaß! Setz' den Stein auf den letzten Wurf; fordere das Glück so männerkühn Stirn an Stirn zum Kampf, und ich wette meinen letzten Backenzahn, du siegst und gewinnst!"

„Nun denn, wohlan!" rief verzweifelnd der Jüngling, stürzte einen Becher Wein glühend hinab, eilte in die Schatzkammer und legte den Rubin auf den Tisch. „Um Leben und Tod!" schrie er dem Spielgesellen zu, der mit unveränderter Miene, mit dem einen Auge blinzelnd, die Braunen des andern in die Höhe faltend, den Becher langsam schüttelte, und dann ihm hinreichte. Der Jüngting warf „drei" auf den dritten Wurf! Und nicht lange, wie er todtenstarr, regungslos da saß, ohne Athem und Besinnung, und den Marmortisch mit beiden Händen angefaßt hielt, da ergriff der Alte die Würfel, und schüttelte, und schüttelte, und sprach lachend: „Da liegt's! Alle!" Der Jüngling aber schrie in seiner Verzweiflung: „Verloren!" Und auf einmal war's ihm, als hörte er rings um ihn allüberall zischeln: „Blut um Rubinen und den Kopf für den Wurf!" der Alte aber war mit dem Rubin verschwunden. Der Jüngling hörte, wohin er sich wandte,

immerfort die Stimme: „Der Rubin, der Rubin! wo hast du ihn, wo hast du ihn, den Rubin, den Rubin?“ Und es war ihm, als wüchsen diese Worte bald aus dem Boden hervor, wie glühende Nesseln, bald, als kämen sie wie scharfe Schwerter von der Decke auf ihn herab; bald wieder war ihm, als würden die Wände des Saals immer enger und enger um ihn und rechts und links wendeten sich scharfe Speere klirrend und rasselnd gegen ihn zu, und kreuzten sich endlich über ihm zum Dache, so daß er jetzt wie in einem dunkeln Käfig, in ewiger Nacht gefangen lag.

VI.

Schluß.

Die Schwester war in den Schuhen, die sie vom Unglück bekommen hatte, eine geraume Strecke Wegs gegangen, und sah immer vor sich her ein glänzendes Zeichen hoch in der Luft schweben. Es war nicht wie Sonnenglanz und nicht wie ein Stern, aber so unbeschreiblich mildes Licht, daß der Schwester unsäglich wohl und weh ward, wenn sie darnach hinauf blickte, und so zog sie dem Zeichen in Lüften nach. Um sie her aber schien Alles in Klang aufgelöst und verschmolzen. Wo sie ging, war es, als wenn aus allen Zweigen wehmüthige Stimmen klängen, und in einem Klagelaut verschwämmen, wie in luftigen Wellen hinzitterten und erstürben; dabei glaubte sie müsse

ihr das Herz auch mit den Klängen zittern und vergehn; es war ihr in ihrem ganzen Leben nie so gewesen. Endlich kam sie an einen weiten, weiten See, dessen Wellen, wie aus Mondenschein gewoben, sanft bebten und in leisen Schwingungen mit den Tönen zu verschmelzen schienen; ihr aber ward wieder, als sei hier ihres Bleibens nicht, und als müßte sie hinüber; und sehnsüchtig blickte sie auch das Luftzeichen an, und dieses zog hoch über der Spiegelfläche des See's hin bis zur Insel, die in der Mitte des Wassers sich erhob. Das Mädchen aber stand am Ufer, rang die Hände und jammerte. Als sie so stand, erblickte sie einen Schwan vor ihr in den Wellen, der die Flügel hoch emporhob, und in kläglichen Weisen ein Sterbelied sang: „Noch eine Stund', nur noch eine Stund' — so schweigt die Lippe, so verstummt der Mund. Ich war ein junger Königssohn; jetzt bin ich ein Schwan, und flieg' davon. Mein Reich ist zerstört, mein Reich ist dahin; in einer Stunde da tödten sie ihn — um den Rubin, um den Rubin!"

Das Mädchen vernahm das Lied; es war ihr dabei, als wär' es ihr eigenes Sterbelied, und zerschnitt ihr das Herz. Dann aber faßte sie sich Muth, und ging zu dem Schwan, und bat ihn, sie überzuführen. Der Schwan blickte sie traurig an, und sprach: „Wenn du mir gibst, was du in dieser Haselnuß trägst, will ich's wohl thun! obwohl mir das Herz schwer wird, mein zertrümmertes Reich wieder zu schauen." Das Mädchen aber in höchster Seelenangst versprach ihm alles; da nahm sie der Schwan auf seinen Rücken, und sie fuhren in den See. In

jedem Kreise jedoch, den der Schwan in den Wellen beschrieb, und der sich ungeheuer erweiterte, wie ihr Herz, glaubte sie ihres Bruders Antlitz zu erblicken, und vergoß Thränen, und dachte mit großer Sehnsucht an ihn. Auf der Mitte des Sees nun hielt der Schwan still und sang: „Was willst du doch drüben, schöne Maid? Es geschieht dort ein schweres Leid."

„Welches Leid?" fragte des Mädchen in Todesangst. Der Schwan versetzte: „Sie tödten dort ein junges Blut; ich hatt' ihn lieb mit treuem Muth, und weil er verspielt hat einen Rubin, thut's meine Mutter, die Königin. Er sah dir selber ähnlich gar sehr; du schöne Maid! das Herz wird mir schwer!"

„Mir ähnlich?" fragte das Mädchen todtenbleich.

Der Schwan erwiederte: „Seine Wange war wohl nicht so bleich, wie die dein', sonst müßtest du seine Schwester sein."

Damit war er wieder weiter geschwommen, und das Mädchen klammerte sich fester an ihn, bis sie an's andre Ufer kamen.

Dort gab das Mädchen dem Schwan die Haselnuß, worin ihr die Alte den Mantel gepackt hatte, und eilte den Berg hinan, wo das schöne prächtige Schloß gestanden hatte, das aber jetzt wüst lag; denn die klaren, kristallnen Bäche, die früher melodisch dahin rannen, schäumten jetzt brausend über die zerknickten Blumen hinweg. Die Sonne schien am Himmel ausgelöscht, nur ein falber, rothgelber Nebelschein umzog den Gipfel des Berges, auf dem ein schwarzes Blutgerüst stand; daneben war die Königin zu schauen, die hatte statt des Diadems einen dunklen Streifen, wie von Blut, um die Stirne. — Das Mädchen

stand unten am Fuß des Berges, und wollte hinauf, aber die Wasser rauschten ihr entgegen, und als sie den Fuß entblößte, um es zu durchschreiten, erhob sich zürnend aus den Fluthen ein Galgengesicht, auf einem Auge blind, das andere scheel zublinzelnd, und sprach mit einer schrillenden Stimme: „Dirnlein, sag', wo willst du hin? Suchst droben den Rubin? Droben ist kein Hochzeitsaal, droben ist der Raben Mahl. Dirnlein! bleib' und laß dir sagen: 's wird ein Kopf herabgeschlagen; rinnt das Blut in's grüne Gras. Glück und Glas, wie bald bricht das!" Während der Mann im Wasser das sprach, streckte er ihr seine geballte Faust entgegen und drohte ihr damit. Aber leise erklang das Schwanenlied dazwischen, und die Fluthen brausten leiser; das Mädchen aber ließ sich von der Drohung des Alten im Wasser nicht schrecken, sondern schritt voran und den Berg hinan, bis sie auf dem Gipfel ankam. — Da stand das schwarze Blutgerüst, auf dem ihr lieber Bruder sterben sollte. Die Königin aber saß finster auf einem schwarzen Thron, und obwohl Stimmen zu ihr klangen: „Gnade! Gnade! soll keine Gnade dem werden, der einst deinen Sohn gerettet vom Tod — keine Gnade?" so erwiederte sie doch:

„Keine! denn er hat den Rubin verloren, und mit dem Unterpfand des Reiches das Reich selbst zerstört. Darauf steht der Tod, und ihn kann Niemand retten, als wer die kostbarste Perle bringt, die aus keinem Meeresgrund geholt und nicht mit Gewalt entrissen wurde, denn das ist der einzige Ersatz, wie es die Götter uns verkündigt haben."

Regungslos stand die ganze Schaar; keine Miene verändert; — fast kein Athemzug durchbrach die Stille. Der Henker erhob das Schwert, und der Jüngling stand hoch oben auf dem schwarzen Gerüst und sandte noch einen sehnsüchtigen Blick hinab auf die Erde, und sprach dann mit einem tiefen Seufzer: „O, meine arme, geliebte Schwester! Könntest du sehen, wie unser Tausch endet!“ Da hielt sich diese nicht länger mitten im Volk, und eilte hinauf auf das Gerüst, und indem sie seine Füße umfing und weinte, fiel eine Thräne aus ihrem Blick auf das Gerüst. Dann sprach sie: „Ach! warum habe ich doch gar nichts auf der weiten Welt, um dich zu retten, als mich selbst und meine Liebe? Laß mich sterben mit dir, da ich ohne dich nicht fürder leben kann.“ Dabei umarmte und küßte sie ihren Bruder, und wurde nicht satt daran; die Thräne aber, die auf das Gerüst gefallen war, wurde plötzlich zur schönsten, kostbarsten Perle, die hellschimmernd jetzt allen in die Augen fiel. — „Das ist der Ersatz!“ rief jetzt der Königssohn, der, in den Lüften schwebend, von dem Riesenmantel getragen, worein das Mädchen die Rosen gewirkt hatte, an seiner Mutter Seite erschien, und dem Freimann das blanke Richtschwert aus den Händen riß.

Da schimmerte das Luftzeichen wieder hell und glänzend wie eine Sonne und mild strahlend wie ein Stern über allen, und die Bäche rieselten wieder klar kristallen von dem sanften Abhang des Berges herab. — Das Schloß aber stand wieder da statt des Blutgerüstes, nur schien es wie aus Regenbogenglanz erbaut, und die Rosen im Mantel des Königssohns

dufteten und blühten wunderbar. Der aber pflückte sieben Rosen davon vom Saume seines Gewandes, und flocht daraus einen Kranz, den er dem Mädchen in die Locken wand. „Die Perle soll uns jetzt das Reich bewahren, die uns nie verloren geht!“ rief er aus, und erblickte in weiter Ferne den Pfau mit dem Rubin in dem entfalteten Schweif, dessen Glanz aber erstorben und erblichen war. — „Du sollst keine Rubinen mehr bewahren,“ sprach der Königssohn dann zum Jüngling, aber mein Freund sein; „du aber,“ lispelte er zum Mädchen, das erröthend an seiner Seite stand, „du sollst Königin der Liebe heißen und meine Braut!“

Sankt Nikolaus bescheert.

Der junge Niklas, den die Türken bei ihrem Einfall in das schöne Land Oestreich mit vielen andern Knaben und Mädchen, Frauen und Männern und Greisen in die Gefangenschaft geschleppt hatten, saß recht traurig am heiligen Nikolaus-Abend in der niedern und engen Kammer, welche er bewohnen mußte, und dachte mit Schmerzen an seine lieben Eltern daheim, und an seine guten Schwestern, welche sich wohl um diese Stunde in der schönen warmen Stube zusammen setzen würden, und mit Andacht erwarten, was der heilige Niklas dießmal bescheeren wolle. Es fiel ihm gar schwer auf's Herz, wenn er sich dieß Alles und die vielen Freuden des St. Niklas-Abends so ganz lebhaft in's Gedächtniß zurückrief, daß er grad' meinte, er müsse das nächste Vöglein, welches draußen bei dem Fenster vorbeiflog, herzinnig bitten, es möchte ihn auf die Flügel

nehmen und schnell, wie Gedanken fliegen, heimtragen in's liebe, schöne Vaterland, nach Oestreich, das der Himmel mit seinen Heerschaaren für immer und ewige Zeiten segnen und behüten möge, und zu seinen guten Eltern und Schwestern. Der junge Niklas konnte sich nicht halten, und kniete nieder und betete aus voller Seele zu dem getreuen Vater dort oben, daß er doch alle seine Lieben zu Hause in seinem Schutz und Schirm halten möge und vor allem Unglück bewahren; denn er fühlte es gar bitter, was es heiße, so viele Meilen weit vom Vaterland entfernt zu sein, ohne alle Hoffnung, ohne allen irdischen Trost. Deßhalb flehte er auch zu seinem Namenspatron, dem heiligen Niklas, daß er ein milder Fürsprecher sein und seinen Eltern und Schwestern daheim in der heutigen Nacht doch etwas recht Herzliebes bescheeren möge.

Während er nun noch so betete und auf den Knieen lag, kam auf einmal des Sultans Töchterlein in seinen Kerker, schlug den mit silbernen Sternlein gestickten Schleier zurück, und brachte ihm ein Körbchen voll köstlicher, süß schmeckender Früchte, Pomeranzen, Ananas und Mandeln, Rosinen und Pfirsiche aus ihres Vaters Garten.

„Da nimm, du armer Knabe!" sprach sie mit einem Ton, der Einem das Herz im Leibe hätte umwenden müssen; „nimm und iß dich satt; aber sag's ja beileibe Niemanden, daß ich dir die Kost gebracht habe, denn wenn das mein Vater erführe, so wäre ich des Todes; er haßt alle Christen, und wird auch dich gewißlich noch tödten, wenn du —"

„O du holdes Jungfräulein," sprach der Knabe dankbar, „womit habe ich denn diese Barmherzigkeit verdient? — Er sah ihr bei diesen Worten so treuherzig, aber doch so betrübt in die Augen, daß sich des Sultans Töchterlein gar nicht zu fassen wußte, und schnell wieder den Schleier vor das Gesicht zog, damit der junge Niklas die Thränen in ihren Augen nicht bemerken sollte, und auch nicht, wie roth sie geworden war.

„Wenn ich nur wüßte," sprach Niklas, „womit ich armer, elender Knabe dir diese Treue vergelten könnte!"

„Womit?" sprach des Sultans Töchterlein leise, „ach, womit anders, als wenn du dein Leben erhältst, du armer Knabe? Denn wenn meines Vaters Knechte dich tödten würden, sieh', da bräche mir das Herz."

„Und gibt es denn," sprach Niklas gerührt, „wirklich ein Mittel, um mir das Leben zu erhalten? Sieh', du holdes Jungfräulein! der Tod wäre mir ja doch nicht bitter; denn hier, so viele Meilen weit weg von meinem Vaterlande und von meinen Eltern und meinen Schwestern, ohne alle Hoffnung, hier schmeckt mir das Leben halt auch nicht viel süßer als der Tod."

„Ach!" erwiederte ihm des Sultans Töchterlein, „wenn du stirbst, nun so mögen sie auch mich hinaustragen und in die finstre kalte Erde hineinlegen. Aber siehe, es kostet dich nur ein Geringes, und du wirst am Leben bleiben und Reichthum und Ehre die Hülle und Fülle bekommen. Denn das hat mein Vater geschworen, Alle die, die ihren Glauben ablegen, und den unsrigen annehmen, die will er verschonen, und will sie reich und groß

machen. Nun, wenn du dich nicht tödten willst, und auch mich nicht, so thu', wie mein Vater, der Sultan, will."

„Du bist ein gutes, liebes Jungfräulein," antwortete ihr der junge Niklas, „und darum dauerst du mich tief in die Seele hinein, daß du sollst so im Irrwahn befangen aufwachsen, und nicht weißt, was für süßer, himmlischer Trost uns durch den Herrn Jesus Christus zum schönen Ostergeschenk gemacht worden ist, und dauerst mich auch recht schmerzlich, daß ich dich lassen muß im bittern Tod, und kann dich nicht Schwester nennen, dich nicht heimführen in meiner Eltern Haus, und in die heilige Kirche, an den schönen alten Taufstein, — o Gott! was rede ich da, und bin voller Hoffnungen, die ja doch nun und nimmermehr erfüllt werden!"

„Du wärst mir wohl ein recht guter Bruder, ein herztreuer und aufrichtiger," erwiederte des Sultans Töchterlein, „und was du von deiner Heimath erzählst, und mir so oft heimlich verkündet hast, wenn ich kam, um dir Früchte zu bringen, die süßen Tröstungen und alles das Herrliche, was du mir vom Herrn Jesus Christus und seinen lieben Heiligen erzählt hast, es ging mir freilich tief in's Herz, und wie oft hab' ich gebetet in stiller Nacht zu dem Gott, von dem du mir so viele Wunder verkündet hast, daß ich nichts auf Erden sehnlicher wünschte, als sein eigen zu sein; aber was nützt nun das Alles! Ich wußt' es freilich, daß du nicht nach dem Willen meines Vaters thun würdest, und wir können nun beide ja doch nicht nach deiner Heimath, um

als Bruder und Schwester zu leben; denn kein Schiff trägt uns hin, und wir beide müssen hier sterben."

Da sank des Sultans Töchterlein in Thränen zu Boden und lag wie todt. Der junge Niklas aber, um seinen schweren Gram und Kummer leichter zu tragen, kniete hin und betete inbrünstig zu seinem Schutzpatron.

In der freundlichen Stube saßen sie recht trübselig beisammen am heiligen Niklas-Abend, die Eltern und Schwestern des jungen Niklas, und dachten an den guten Knaben mit vielen Thränen, ob er wohl schon im harten Elend und in der traurigen Gefangenschaft gestorben sei; beteten auch für ihn inbrünstig aus voller Seele.

Der heilige Niklas hatte ihnen allesammt dieß Jahr an seinem Festtag nichts bescheert als Kummer, und an dem hatten sie seit dem vorigen Jahre schon so schwer zu tragen, daß sie sterben zu müssen meinten.

Nun klopfte es, während sie so saßen, leise an die Thüre; da fuhren die Mädchen bang von den Stühlen auf, die Eltern aber fragten, ohne sich umzusehen: „Wer ist draußen?"

„Und wie sie so gefragt hatten, antwortete draußen vor der Thüre eine Stimme: „St. Nikolaus kommt und bescheert."

„Was ist das?" riefen die Aeltern; sie glaubten, es mache sich wohl einer von den Nachbarsleuten einen Spaß, und waren fast ungehalten, daß man ihren Kummer für so gering halten

könne und ihnen zumuthe, sie sollten sich an einem Scherz erfreuen. Doch riefen sie endlich, — denn sie waren gastfreundliche Leute, aber ganz trübselig: „Herein!" — — Wie sie nun aber erschracken, als sie das sahen, was sie im ersten Augenblick blos für einen Traum hielten, das ist gar nicht zu sagen; denn da stand ein ernster, würdiger Mann unter der Thüre, mit silberweißem Haupt und Bart, angethan in einem goldfunkelnden Mantel, und hatte zwei Kinder an der Hand, und da trauten sie ihren Augen nicht, und sahen's doch mit Augen. —

„Niklas! Niklas!" riefen sie alle und weinten zum erstenmale wieder Freudenthränen, „ja du bist's wirklich!"

Sie schlossen ihn an ihre Herzen, ihn und des Sultans Töchterlein, welches Sankt Nikolaus mit ihm wundervoll hergebracht hatte, und nannten das fremde Kind mit tausend Freuden das ihrige.

Als sie nun aber dem heiligen Nikolaus, der ihnen das Liebste auf der Welt so freundlich bescheert hatte, zu Füßen stürzen wollten, da war er bereits verschwunden, und machte seine weitere Wanderung, um die treuen Kinder und Eltern mit dem Herzallerliebsten zu bescheeren.

Vom Nürnberger Trichter.

Erstes Capitel.

Es war einmal ein gar sehr kluger Mann, der hieß Beistrich und war ein Schulmeister, gelehrt und belesen in allen seltsamen Dingen, und so spitzfindig und scharfsinnig, wie es gar nicht zu sagen ist. Auf zwei Stunden in der Runde kannten die Bauern keinen gescheidteren Mann, als den Herrn Schulmeister Beistrich, und in seine Schule kamen die Jungen von weit und breit her, um was Rechtschaffenes zu lernen. Nun war er aber auch ein sehr strenger Mann, so daß die Jungen eigentlich weniger ihn liebten, als seine Birkenruthe fürchteten, und wenn einer vollends ganz und gar vernagelt war, so schickte er ihn bald nach Hause. Aber auch mancher von denen, die es bei ihm ausgehalten hatten, stellten sich zu Hause,





wenn sie allenfalls den Pflug führen sollten, oder sonst eine nothwendige Arbeit treiben, noch ungeschickter an, als bevor sie in die Schule geschickt worden waren, und da sagte auch einstmals ein Vater zu seinem Sohne: „Höre, Bengel! wenn du hättest dumm bleiben sollen, hättest du bei uns auch bleiben können und wir hätten das Geld erspart und du die Prügel!"

Unter den Schuljungen, welche den Unterricht des Schulmeisters Beistrich in der niedern, mit groben Bänken und einer zerkritzten schwarzen Tafel versehenen Dorfschule genossen, waren Bursche von allerlei Sorte: dickköpfige und gutmüthige, faule und lernbegierige, ehrliche und auf alle Art von Schelmereien erpichte, und manchmal, wenn der Schulmeister Beistrich an schönen Sommernachmittagen vor seinem Tische einschlief, trieben's die bösen Buben gar schlimm, praktizirten ihm heimlich die Birkenruthe aus dem Sack heraus, oder zogen ihm die Zipfelmütze tief über die Ohren herab, oder malten ihm unter der Nase mit Kienruß einen stattlichen Schnauzbart oder pinselten sein Bild mit zwei ungebührlich langen Ohren vielfach an die weißen Wände der Schulstube hin. — Unter allen den Schelmen war nun keiner in allen Gattungen von lustigen Schelmenstreichen so gewandt und zum Lernen so ungeschickt und läppisch, als der kleine Wurst, den seine Kameraden gemeiniglich blos Würstchen nannten, mit Taufnamen aber hieß er Hans, weßhalb ihn der Herr Schulmeister Beistrich, wenn er ihm wegen großen Unfuges, vermittelst der Birkenruthe etwa Ermahnungen zu geben gedachte, — immer anrief: „Hans Wurst, du mein

lieber Sohn! komm' doch ein bischen näher zu mir her; dein Rock ist etwas beschmutzt, ich will ihn dir auf dem Rücken hübsch ausklopfen." Aber das nützte doch alles nichts, und Hans Wurst blieb immer der alte Schelm, so oft ihm auch der Herr Schulmeister die Kleider auf dem Leibe ausputzte. Und wenn der Herr Schulmeister den Zopf seiner neuen Perücke abscheulich verkleistert fand, oder seinen breiten Stuhl heimlich mit Nadeln voll gespickt, oder wenn eines Tages alle Kreide im ganzen Schulhause heimlich mit Seife befettet war, oder wenn des Küsters großer Pudelhund irgend einmal auf der Straße plötzlich mit des Herrn Schullehrers geblümtem türkischen Schlafrock spazieren ging; — da war gewiß niemand anders der Anstifter oder Helfershelfer gewesen, als der kleine Wurst, genannt Würstchen oder Hans Wurst.

Es war an einem herrlichen Sommernachmittage, als der Herr Schulmeister Beistrich den Schuljungen sehr viel gelehrte Dinge vorgetragen hatte, als da zum Beispiel: warum der Mond bald wie der Gemeinde-Stier aussähe, der auch nur ein Horn hatte, und bald wie ein Berliner Pfannkuchen; daß die Erde kugelrund sei, und die Menschen blos wie die Fliegen darauf spazieren gingen, mit den Füßen zu oberst und mit dem Kopf unter sich, und wie man den Hagel von den Feldern abwenden könne, und warum die Nacht eigentlich finster sei, nämlich darum, weil die Sonne nicht mehr leuchtet, und warum einen in einem kalten Zimmer friert, nämlich darum, weil die Kälte nichts als Mangel an Wärme sei, und daß der Schwanz des

großen Bären eben so gut auch die Deichsel am Wagen genannt werden könne, — kurz lauter gelehrte und wissenswürdige Dinge. Nachdem sich nun der Herr Schulmeister Beistrich lange genug geplagt, den dummen Jungen alles haarklein deutlich zu machen, begann er auch einen nach dem andern auszufragen, um zu sehen, ob sie auch Alles gehörig begriffen hätten. „Wie viel gibt es Elemente?" fragte er einen von Hans Wursts Nachbarn. — „Nun! Teufel Element nochmal! wie viel gibt es denn Elemente, Hans Gürg? schrie er, ungeduldig darüber, daß der Junge, der indessen recht süß und fest geschlafen hatte, mit der Antwort zögerte. Der arme Hans Gürg war in großer Verlegenheit, da flüstert ihm aber noch zu rechter Zeit sein Freund Hans Wurst, dienstgefällig, wie ein treuer Kamerad, zu: „Vier Elemente, Herr Schulmeister."

„Und welche? Wie heißen sie? fragte der Schulmeister weiter.

Hans Wurst flüsterte, und Hans Gürg sprach ihm laut nach: „Feuer, Wasser, Luft und —"

Er stockte, denn er verstand plötzlich die Einflüsterungen seines Freundes Hans Wurst nicht mehr.

„Nun, Michel Klotz!" sprach der Schulmeister zu dem Nächstsitzenden, „sag' du einmal, wie die vier Elemente heißen!" — Aber Michel Klotz wußte auch nicht Bescheid und sah sich verlegen nach Hans Wurst um, welcher der Dritte von ihm saß. Um nun dem armen Michel Klotz aus seiner Verlegenheit und auf das rechte Wort zu helfen, zog Hans Wurst eine Kartoffel

aus der Tasche, und zeigte sie ihm, und bedeutete ihm durch Gebärden, bis Michel Klotz plötzlich Antwort gab: „Die vier Elemente heißen: Feuer, Wasser, Luft und Erdäpfel."

„Esel!" schrie der Herr Schulmeister voll Zorn; — „Martin! Wie heißen die vier Elemente?" Martin antwortete gutmüthig: „Esel, Herr Schulmeister!"

Der kluge Schulmeister kannte sich jetzt gar nicht mehr vor Wuth über seine vernagelten Jungen. „Ich glaube," schrie er hitzig, „die Albernheit des Pönhasen da, des Hans Wurst, die hat euch alle sammt und sonders angesteckt. Komm', Hans Wurst, der du stets der Klügste von Allen bist, wenn es einen Schelmenstreich gibt, laß doch sehen, ob denn auch du mir auf alle Fragen die Antwort schuldig bleiben wirst. Sag' mir einmal, wie viel Sterne kannst du zählen?" „Einen einzigen!" erwiederte Hans Wurst schnell besonnen, „der steht mit einem schönen, goldnen Schweif auf dem Schilde vor der Schnapsbude meiner Frau Muhme."

Der Herr Schulmeister ward etwas verblüfft über die schnelle Antwort und fragte weiter: „Wie entsteht der Hagel?" Hans Wurst erwiederte gelassen: „Wenn sich einer im neuen Wein übernimmt, davon wird er hagelvoll."

„Das ist auch wahr," erwiederte der Schulmeister betroffen, aber um seine Verwunderung vor den Jungen nicht zu zeigen, fragte er rasch weiter: „Woraus läßt sich der Regen prophezeihen?"

„Aus den Schafwolken," versetzte Hans Wurst.

„Und aus welchem Grunde?“ fragte der Magister weiter. „Weil es immer Prügel regnet,“ antwortete Hans Wurst, „wenn sich auf des Herrn Schullehrers Stirne Wolken zeigen.“

„Das ist nicht der Grund!“ eiferte der Herr Schullehrer, „das ist blos die Wirkung; mit dir ist nichts anzufangen, Hans Wurst! Wenn du nicht einmal irgendwo den berühmten Nürnberger Trichter findest, durch welchen man dir die Weisheit beibringen kann, so bleibst du ein dummer Junge dein Leben lang.“

„Nun,“ sprach Hans Wurst, „ich will mir Mühe geben, daß ich den Nürnberger Trichter finde; — was gebt Ihr mir, wenn ich ihn Euch wirklich bringe?“

„Nun, das läßt sich hören!“ rief der Schullehrer; „sehe mir einmal einer den Bengel da an. Hans Wurst! Wenn du wirklich den Nürnberger Trichter bringst, so will ich thun, was dir gefällig ist, und müßte ich auf dem Kopfe tanzen.“

„Nun! Ihr sollt sehen,“ sprach Hans Wurst zuversichtlich, — „ich will Veit heißen, wenn Ihr mir nicht bei der Kirmeß auf dem Kopfe tanzen müßt!“

Zweites Capitel.

Noch am selben Abend machte sich der junge Hans Wurst, der eines Schneiders Sohn war, dran, stahl heimlich aus seines Vaters Hölle die verschiedenen bunten Tuchlappen, die von fremdem Tuch hinabgefallen waren, und nähete sich daraus in

aller Eile ein ganz neues Wämschen und Hosen, so daß er vom Kopf bis zum Fuß wie eine Musterkarte aussah. Das zog er dann schnell an, und beurlaubte sich bei seinem Vater mit den Worten: „Lebt wohl, mein guter alter Vater! ich muß den Nürnberger Trichter holen.“ — Und ehe der alte Mann noch Zeit gewann, seinen Sohn umständlich zu fragen, warum und weßhalb? war euch der junge Hans Wurst schon über alle Berge.

Als die Sonne untergegangen war, befand sich Hans Wurst in einem schönen grünen Wald, worin er aber gar keinen Ausweg entdecken konnte. „Was schadet's auch!“ rief er lustig, „so werde ich halt hier übernachten müssen; es ist eine schöne kühle Nacht, die Buchen und Eichen geben mir ein besseres Dach, als das unsere daheim, aus dem ich mir immer das Stroh gestohlen habe, wenn ich den Herrn Schulmeister Beistrich als Vogelscheuche abkonterfeit habe. Ich verlange mir eigentlich gar nichts anders hier, als gut zu essen und zu trinken, und allenfalls auch noch, daß ich ein paar lustige Kameraden fände, und meinethalben einen Beutel mit Gold dazu, und daß mir eine gute Fee erschiene, die mir zwei bis drei kräftige Talismane mitgäbe; das ist alles, was ich mir wünsche; bescheidener kann man doch gar nicht sein.“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ sprach hinter ihm ein altes Mütterchen; „nun, und weil du so bescheiden bist, mein lieber Sohn! so will ich auch sehen, was sich für dich thun läßt. Für's Erste nimm nur hübsch Platz und laß dir's schmecken, was ich dir in meiner Armuth aufzutischen vermag.“

Ehe sich's nun Hans Wurst versah, stand ein kleines Tischchen vor ihm, und auf demselben lag ein winziges Brödlein, steinhart, als wäre es vor hundert Jahren schon altbacken gewesen. „Nun," sprach die Alte freundlich zu Hans Wurst, „wie schmecken dir denn meine Leckerbissen?" „Nicht übel," erwiederte Hans Wurst, indem er begnüglich mit vieler Anstrengung die harten Bissen kauete, „gar nicht übel! Für das, was sie sind, für Kieselsteine, könnten sie nämlich noch immer viel härter sein."

„Du bist ein zufriedener Junge!" sprach die Alte vergnügt, und das freut mich von dir; dafür will ich dir auch alles herschaffen, was ich habe."

Nun sprach sie ein paar Worte, die der junge Hans Wurst nicht verstand, und augenblicklich kamen von allen Seiten mit lustigen Geberden gebratene und gespickte Haasen herbeigehüpft und köstlich gebeizte Rehe machten zierliche Reverenzen vor dem jungen Hans Wurst und baten ihn: er möchte sich doch gar nicht geniren; auch mehrere gebratene Tauben flogen herbei, dem Hans Wurst gerade unter die Nase, und zwitscherten: „Ergebenste Dienerinnen! da sind wir."

„Gehorsamer Knecht," erwiederte Hans Wurst höflich; aber während er sich so bedankte, machten ihm auch schon ein paar Krauthäupter ihre Aufwartung, welche zierliche Trüffelpasteten statt der Hüte aufhatten. „Wenn Sie erlauben," sprach Hans Wurst, „so werde ich mir die Freiheit nehmen, den Zustand Ihres Kopfes etwas näher zu untersuchen;" aber da drängten sich auch schon wieder ein paar wohlgeschmorte Kalbsköpfe zu

ihm, und sprachen im tiefen Baß: „Wir bitten Sie recht sehr, lassen Sie auch unser Gehirn nicht unbeachtet, sondern untersuchen Sie es vermittelst gerösteter Brodscheiben.“ Auch präsentirten sie mit vielem Anstande ihre geräucherten Zungen, an welchen durchaus nichts auszusetzen war.

Hans Wurst fand diese Überraschung sehr anmuthig, und bedankte sich recht herzlich bei dem alten Mütterchen. Nachdem er sich satt geschmaust, fragte es ihn, was er denn eigentlich in der Welt beginnen wollte, und weßhalb er auf die Wanderschaft gegangen sei? Nun gab Hans Wurst redlich Bescheid, wie er ausgegangen sei, um den berühmten Nürnberger Trichter zu finden, um vermittelst desselben ein grundgelehrter Mann zu werden, und den Herrn Schulmeister Beistrich in allen Wissenschaften zu erreichen.

„Das ist ein löblicher Vorsatz!“ sprach das alte Mütterchen; „nun, mein Sohn, führe du nur fleißig aus, was du dir vorgenommen hast; aber gib Acht, daß dir deine Gelehrtheit nicht einstmals unbequem wird. Jetzt begib dich zur Ruhe und nimm drei Gaben von mir an, die ich dir verehre, weil ich dich liebgewonnen habe. Die eine ist ein Regenschirm; wenn du den aufspannst, dann regnet es lauter blankes, gediegenes Gold; die andere ist ein Bügeleisen, das hänge dir an, damit dich, weil du ein leichter Schneidersohn bist, der Wind nicht zuweilen vom Boden aufhebe; mit diesem Bügeleisen kannst du von jeder trübseligen Stirne alle, auch noch so tiefe Falten hinwegglätten. Meine dritte Gabe ist endlich diese blanke Scheere, damit

sollst du im Stande sein, überall die Langeweile abzu=
schneiden."

„Ach! das ist ja herrlich!" rief Hans Wurst ganz begeistert,
„wie soll ich Euch nur gebührend dafür danken? Wahrhaftig!
wenn ich mir's nicht so fest vorgenommen hätte, ein gelehrter
Mann und vielleicht gar ein Doktor zu werden, so würde ich
mir gar nichts weiter auf Erden verlangen, als daß ich immerdar
bei Euch bleiben könnte; denn obgleich Ihr, aufrichtig gespro=
chen, nicht eben mehr jung seid, so gefallt Ihr mir doch, mein
Seel, so gut, als irgend eine junge Dirne mit den glattesten und
rothesten Backen auf der Welt."

„Ich bin auch immer jung," erwiederte das Mütterchen,
obgleich ich schon so alt bin; meine liebe Schwester, die Frau
Weisheit, welche mich auf diesen kleinen Fleck verbannt hat, die
hat mich verwünscht, daß ich so lange als alt und häßlich auf
Erden wandeln muß, bis sich ein frischer, lustiger, kecker Jung=
geselle findet, der mich in meiner häßlichen Gestalt liebgewinnt,
und mich vor aller Welt öffentlich als seine Dame, und sich
selbst als meinen Ritter erklärt."

„Das ist doch eigen," sprach Hans Wurst mit ganz sonder=
baren Gedanken im Kopfe; — „ich hätte, mein Seel, die schönste
Lust, Euer Ritter zu werden, wenn ich nur keines Schneiders
Sohn wäre, und hauptsächlich, wenn ich mir's nur nicht so fest
und heilig vorgenommen hätte, gerade der Weisheit nachzu=
streben — dem Nürnberger Trichter — wollt' ich eigentlich sagen."

„Das wäre freilich nicht der unrechte Weg, mich zu erlösen

und zu entzaubern," murmelte die Alte so für sich hin; „meine Ahnung betrog mich nicht, dieser ist's und kein Anderer auf Erden."

„Mit Verlaub!" fragte Hans Wurst bescheiden, „wie ist denn Euer werther Name? damit ich Euch wiederfinden kann."

„Ich heiße die Thorheit," erwiederte die Alte, „und der Himmel gebe, daß wir uns wiederfinden. — Aber jetzt gute Nacht!"

Hans Wurst schlief nun ein. Als er am andern Morgen wieder erwachte, fand er wirklich das Bügeleisen an seiner Seite hängen und die Scheere, und den zauberkräftigen Regenschirm, der neben ihm auf dem Grase lag, und sehr alt und zerlumpt aussah. „Auf gut Glück!" rief er fröhlich — „nach der lieben Stadt Nürnberg, damit ich dort den berühmten Trichter finde! — Und wenn es auf meiner Wanderschaft regnen sollte, heißa! wie hurtig will ich mich unter meinen Schirm stellen. — Habe Dank! du geliebte wohlthätige Thorheit! Habe tausend Dank! Wenn ich einmal ein weiser Mann bin, will ich deiner in Ehren gedenken und ein gelehrtes Buch schreiben zu deinem Lobe.

Nach diesen Worten machte er sich mit seinen drei Zaubergaben auf den Weg nach Nürnberg.

Drittes Capitel.

Als Hans Wurst in Nürnberg zum Lauferthore hereinschritt, erkundigte er sich gleich bei dem Nächsten Besten, den er am Eck der Laufer- oder Hirschel-Gasse müßig stehen sah, wo denn die Rußigen (so heißen nämlich dort die Feuerarbeiter) ihre Werkstätten hätten? denn er zweifelte gar nicht daran, daß diese geschickte Zunft auch gewiß, dem alten Sprüchlein zufolge: „Nürnberger Witz geht durch die ganze Welt", den merkwürdigen, weit und breit bekannten Weisheitstrichter in ihren geheimnißvollen Essen fein sauber und künstlich für ein billiges Geld schmieden würden.

Als er nun darum fragte, so lachte ihn Jedermann, der ihn sah, von wegen seines absonderlichen Kleides helllaut aus, und Jedermann rief: „Was ist doch dieß für ein Hans-Narr!"

„Um Vergebung!" rief er erzürnt hinwieder, „ich heiße nicht Hans Narr, sondern Hans Wurst, und bin auf die Wanderschaft gegangen, um ein weiser Mann zu werden. Also keine Beleidigung! Nun! was gibt's denn da zu lachen?"

„Der will auch weise werden!" — riefen die Jungen, die sich versammelt hatten, und sein Kleid an allen Ecken und Enden betrachteten. „Wo ist er denn gebürtig? gewiß aus Buxtehude?"

„Nein!" sprach Hans Wurst, „ich bin aus Tripstrille, wo mein Vater ein berühmter Schneider ist, und wo der gelehrte

Schulmeister Beistrich den ersten Grund zu meiner Bildung gelegt hat."

Inzwischen fing es an, ganz gelinde zu regnen; da spannte mein Hans Wurst seinen Regenschirm aus, und alsobald klimperte es drauf, und fiel klirrend davon zu Boden nieder, und was war's? lauter funkel=nagel=neue Goldstücke, wie aus einem Ei geschält, bildsauber.

„Das ist doch ein närrischer Gesell!" sprachen die Tagediebe, Pflastertreter, Eckensteher und lustigen Jungen, hellauf lachend; denn sie kannten die Zauberkraft des Regenschirms nicht, und meinten, Hans Wurst habe seinen ganzen Schatz, statt in einem Beutel, im Regenschirm mit sich getragen, und hätte nun den in der Eil' aufgespannt und so das Geld draus verstreut. Und sieh' da! gleich waren ihrer Etliche damit beschäftigt, das schöne Metall sorgsam vom Boden aufzulesen, und es in ihre eigenen Taschen einzustecken, damit es nicht wieder verloren ginge. Wie sie nun bemerkten, daß der närrische Kauz Geld in Hülle und Fülle besitze, waren sie allesammt der Meinung, er sei doch gar nicht so albern, wie er aussehe. Das ist nun einmal so; Geld regiert die Welt! und es darf einer noch so klug sein, und arm dabei, — so wird ihm doch niemand einen Heller ohne Pfand leihen. Und es darf einer so dumm sein, das er Heu statt Sauerkraut speist, und aber Geld haben wie Heu, gleich werden die Leute sagen: der hat die Weisheit mit Löffeln gegessen. Darum, wie die Gaudiebe, die den Hans Wurst noch vor ein paar Minuten um seiner sonderbaren Kleider willen so

verspottet, sahen, daß es bei ihm Geld regnete, so wurden sie auf einmal alle ganz höflich und manierlich, und machten Einer einen tiefern Kratzfuß als der Andere — stritten sich auch ordentlich um die Ehre, wer ihm die Werkstätten der Rußigen weisen sollte.

Hans Wurst aber war gescheidter als alle zusammen, und als er bemerkte, daß sein Regenschirm wirklich die Zauberkraft besitze, faltete er ihn in aller Geschwindigkeit. So bestätigte er die Leute wirklich in ihrem Glauben, als ob er sein Reisegeld, oder wenigstens einen Theil desselben, statt im Beutel, im Regenschirm bei sich getragen hätte.

Hans Wurst begab sich nun, von der dienstwilligen Schaar geführt und begleitet, in den Bereich der Rußigen, und stand alsbald vor einem stattlichen Hause, über dessen Thüre auf einem Schild ein Zeichen zu sehen war, das ihm sehr geheimnißvoll vorkam; das war ein künstlich verschlungener Drudenfuß, und er glaubte, daß das Haus durch dieß Zeichen mit besonderem Zauber geweiht und beschützt sei. Ihr müßt aber wissen, daß der Drudenfuß auf dem Schild weiter nichts anzeigte, als daß die Rußigen in dem stattlichen Hause ihre Trinkstube hatten, wo sie manches gute Glas Farnbacher Bier und manchen schönen Schoppen Frankenwein zu Ehren des Gewerkes und nach allen Regeln der Kunst ausleerten. — Als Hans Wurst in die große Stube eintrat, welche mit zierlichem hölzernen Tafelwerk und allerlei Schnitzereien geschmückt war, da fingen Alle, die ihn erblickten, zu lachen an, und lachten aus Leibeskräften fort. Wer sich aber drüber nicht ärgerte, sondern herzhaft mitlachte, das

war unser guter Freund Hans Wurst; denn es kam ihm närrisch genug vor, daß so viele gesetzte Leute, mit krausen Bärten und stämmigen Fäusten, sein scheckiges Gewand so ganz außer der Weise finden konnten. Er stand auf, um sich zu dem Altmeister zu begeben, welcher sehr gravitätisch, wie ein wahrer Oelgötze, vor seiner ungeheuern zinnernen Kanne da saß, die Hände über seinem Wanst zusammengefaltet hielt, und unverwandt den breiten, wie einen Fischkopf gestalteten Schnabel der Kanne betrachtete, als müsse er eben aus den künstlich getriebenen Bildern auf der Kanne und dem Deckel der Zunft Gott weiß was weissagen.

Hans Wurst schritt also von dem untern Ende der Tafel, wo die jungen Gesellen saßen, und mit den Deckeln so lustig den Takt klapperten, als schwängen sie die Hämmer, langsam und bedächtig weiter hinauf, wo die klugen Spruchsprecher saßen, die mit vielen silbernen Ringlein und Denkmünzen und wunderlich geformten Sinnbildern behangen waren und elfenbeinerne Stäbchen hatten, womit sie dreimal auf den Tisch schlugen und zum Stillschweigen aufforderten. Endlich kam er unter vielen Complimenten bis zu dem Altmeister selbst, der ihn mit den klugen Äuglein, die unter den weißen Augenbraunen hervorblinzelten, gar freundlich ansah, und das stolze Haupt lächelnd zum Gruße neigte. „Was ist denn Euer Begehr? fragte der Altmeister; „seid uns vor Allem freundlich willkommen, und überzeugt Euch, wenn Ihr anders unsere Gastfreundlichkeit hier in Anspruch zu nehmen gedenkt, daß wir Euch Alles, was in

Kunst und Ehren möglich ist, gerne auftreiben wollen. Hierauf gab er einen Wink, daß man dem Gast einen langen, breiten Lehnstuhl herbeirücken sollte; und auf sein Geheiß geschah es auch alsogleich; denn ein kleiner Knirps von Burschen, der ein feuerrothes Gesicht und etwas grünliche Haare hatte, brachte denselben augenblicklich herbei, und nöthigte den Hans Wurst ziemlich unsanft, sich darauf niederzulassen.

Nachdem Hans Wurst von dem dargebotenen Becher höflich Bescheid gethan, eröffnete er dem Altmeister sein Anliegen, nämlich: er sei hieher gekommen, um wegen des berühmten Nürnberger Trichters Nachfrage zu halten, ob ihm derselbe nicht gegen ein Billiges abgelassen werden könnte, indem er Lust habe, nicht blos selbst ein weiser Mann zu werden, sondern auch vermittelst des Nürnberger Trichters allenthalben, wo er hinkäme, die Leute klug und verständig zu machen.

Nachdem er auf diese Weise sein Anliegen vorgebracht, erwartete er den Ausspruch. — Statt dessen aber erhob sich ein allgemeines, schallendes Gelächter, und der Altmeister sprach, indem er dem feuerrothen Burschen mit den grünen Haaren einen heimlichen Wink gab, sehr gravitätisch zu Hans Wurst: „Geehrter und insonders hochgeschätzter Fremdling und Gast! wenn es euch gefällig wäre, mit eigenen Augen in meiner Werkstätte nachzusehn, ob daselbst unter vielen künstlichen Sachen, die von Alters Zeiten her dort aufgespeichert liegen, sich auch der bewußte Trichter vorfindet — so soll Euch mein treuer Bursche hinbegleiten."

„Ihr seid sehr gütig," erwiederte Hans Wurst, „und mit Eurer Erlaubniß will ich hingehen und nachsehen."

Mittlerweile hatte der kleine rothe Kerl, dem der Regenschirm schon von Anfang her sehr verdächtig vorgekommen, denselben bei Seite geschafft, nahm dann hastig, und mit dem Anschein, als ob er Alles aus purer Freundschaft thäte, den guten Hans Wurst beim Arm, und führte ihn kreuz und quer bis zu der Werkstätte, wo in der Esse noch etliche Kohlen glimmten. Kaum war nun Hans Wurst in die große Werkstätte eingetreten, als auch schon der kleine rothe Kerl mit den grünen Haaren und Augenbraunen sich sehr emsig um ihn zu schaffen machte, und mit der größten Geläufigkeit eine bunte Menge künstlicher Metallarbeiten vor ihm auslegte, so daß Hans Wurst davon wie von einem Walle umschanzt war. Während Hans Wurst nun mit vielem Eifer ringsum stöberte und wühlte, und ungeduldig unter vielen kleinen und größern Trichtern nach dem berühmten Zaubertrichter suchte,— Schlupp — war des Altmeisters feuerrother Bursche zur Thüre hinausgehuscht und hatte sie hinter sich verschlossen. So war nun unser guter Freund Hans Wurst, ehe er sich's vermerkte, in der Werkstätte der Rußigen gefangen.

In seinem Eifer merkte er's Anfangs gar nicht, daß er eingeschlossen war, und glaubte auch gar nicht, daß die Ruchlosigkeit der Rußigen so arg sein könnte,wie der junge feuerrothe Kerl mit den grünen Haaren und Augbraunen es wirklich ausheckte; denn dieser hatte mit den Gesellen und Meistern nichts

Geringeres besprechen, als daß Hans Wurst am andern Morgen in den großen Schmelzofen geworfen werden sollte, damit der zauberkräftige Regenschirm, über dessen herrliche Wirkungen die Rußigen bereits Kunde und Gewißheit erlangt hatten, als köstliches Schatzstück bei der Zunft verbleiben möge.

Nachdem nun Hans Wurst eine geraume Weile unter den schönen, künstlich gefertigten Arbeiten in der Werkstätte sich emsig und mit vielem Vergnügen umgesehen, fing er endlich doch an ärgerlich zu werden und eine Schelmerei zu ahnen, denn er konnte halt den Weisheitstrichter durchaus nicht finden.

„Es ist doch ganz jämmerlich," sprach er verdrießlich, „ich glaube wahrhaftig, der wohlehrwürdige Altmeister und alle die handfesten rußigen Gesellen zusammen sind nichts als Gaudiebe, welche mich auf eine glimpfliche Art um mein Geld zu prellen gedenken. Da ist der Trichter nun einmal nicht, und ich will nun schnell zurück in die Zechstube, und den kuriosen Herren das Rauhe herauskehren. Element noch einmal! bin ich deßhalb ausgegangen, um klug zu werden, daß ich in Nürnberg den Nürnberger Trichter nicht finde? Habe ich deßhalb Geld wie Heu und einen Regenschirm, wie der König von Spanien keinen hat?" — „Keinen hat!" kicherte auf einmal eine feine Stimme, die nicht viel lauter klang, als wie das Knistern einer Flamme, die eben vom Blasebalg angefacht worden ist. Hans Wurst sah sich befremdet um, konnte aber, so scharf er ringsum blickte, doch nirgends ein menschliches Wesen gewahren, welches die Worte etwa gesprochen haben mochte. „Das ist doch seltsam,"

sprach Hans Wurst endlich, „da unterhält sich einer mit mir, indem er mich für einen Narren hält; gewiß sagt er mir da geheimnißvolle Grobheiten. Wenn ich den Burschen nur sehen könnte!"

„Da bin ich ja!" erwiederte die Stimme.

„Ja, wo denn?" sprach Hans Wurst.

„Hier in der Esse auf den Kohlen," erwiederte die Stimme nochmals, „bin dein guter Freund und will dich warnen, wenn du mir auch etwas zu Liebe thun willst."

„Mit tausend Freuden, mein unsichtbarer Freund," rief Hans Wurst, indem er sich nach der Esse wendete. Da raschelte und huschte es nun aus den Kohlen näher und näher herbei, lang gestreckt wie eine glatte, reinliche Eidechse mit funkelnden Augen; es war der Salamander, der den Hans Wurst folgendermaßen anredete:

„Du mußt wissen, daß ich eigentlich ein großer König bin, und ein weites Reich besitze im Kern der Erde. Ich habe eine schöne, tugendhafte Königin zur Frau, und drei große Schlösser, eins in Island und zwei in Welschland; in diesen Schlössern dampft immerdar der Schlot, weil das ganze Jahr hindurch gesotten und gebraten wird. Nun habe ich auch da drunten eine Menge Feuerarbeiter, die mir und meiner Gemahlin, der Frau Salamandrine, köstliches Geschmeide arbeiten mußten; das waren zuchtlose Bursche, eine ganze Bande von Goliaths, hießen Cyclopen, und empörten sich gegen mich, und brachten es endlich so weit, daß einer von ihnen, der Polyphemos heißt, im Bunde mit

dem großen Wassermann, dessen Namen ich gar nicht aussprechen mag, mich und meine Frau Königin verzauberte, daß wir nun in dieser schmählichen Gestalt, in welcher du uns erblickst, so lange umherwandeln und den Rußigen dienen müssen, bis, — nun gib acht, mein lieber Hans Wurst — also so lange, bis eine Schönheit, die von Jedermann als häßlich verabscheut wird, in ihrer Häßlichkeit einen Ritter gewinnt, der ihr im Blüthenkelch einer Aloe das Schönheitswasser bringt, welches in der berühmten alten Stadt Cöln am Rhein bei Johann Maria Farina in der Walpurgisnacht, wann er die große Entdeckung machen wird, dadurch zu gewinnen ist, daß man ihn mit einer Locke aus dem Barte des ewigen Juden an die Nase kitzelt. Und nun wisse, du hoffnungsvoller Jüngling Hans Wurst, daß grade du es bist und kein Anderer, der mich aus dieser schändlichen Gefangenschaft befreien kann. Stelle dir nur vor: ich muß, durch die Tücke des Polyphemos gezwungen, seit dreihundert Jahren immerdar in der Esse auf glühenden Kohlen sitzen, und durch meine geheimnißvolle Gegenwart das Werk der Rußigen fördern; dabei ist gar nicht zu beschreiben, was für Püffe ich oft bekomme, denn die Kerle sind grob trotz Goliath und allen Philistern, fürchterlich grob, und es schickt sich doch eigentlich für einen Potentaten, wie ich einer bin, nicht, Prügel zu bekommen; ich wär' auch längst schon grün und blau geworden, wenn ich nicht von Anbeginn her schwarz und feuerroth wäre; das allein schützt mich vor den blauen Flecken, aber durchaus nicht vor den Püffen. Hast du nun Lust und Muth, mich zu

befreien, so will ich dir auch sagen, was deinem Leben droht, und wo du den Weisheitstrichter finden kannst."

„Muth habe ich," sprach Hans Wurst, „hauptsächlich wenn es sein muß, und dann findet sich auch die Lust von selbst."

„Nun, so höre!" fuhr der Salamander fort; „sie haben dir bereits deinen zauberkräftigen Regenschirm stipitzt, und damit du sie nicht vor Gericht verklagen kannst, so wollen sie morgen allesammt anrücken und dich in den großen Schmelzofen werfen zu der Glockenspeise. Was endlich den Weisheitstrichter betrifft, so hat diesen vor zwanzig Jahren der Astrolog des Königs von Utopien an sich gebracht, um vermittelst desselben dem Königssohn die Weisheit beizubringen; denn der Prinz von Utopien soll in seiner Kindheit von einer mächtigen Fee ausgewechselt worden sein. — Ja so! — etwas hätte ich beinahe vergessen, und das macht mich jetzt sehr bedenklich; denn es gilt auch die Bedingung, daß der Ritter, welcher jene Bedingungen zu erfüllen hat, aus einem hohen Geblüte sei."

„Ach Herr Je!" rief Hans Wurst, „dann ist's nichts mit mir, denn ich bin ein Schneiderssohn, wie Ihr schon aus meiner Jacke und meinen Hosen ersehen könnt, gestrenger Herr!"

Der Salamander seufzte schwer auf, und sprach dann ganz traurig: „Ja, dann ist's freilich nichts; aber ich will doch die Hoffnung nicht aufgeben, und nun höre für's Erste meinen guten Rath. Wenn die Rußigen morgen kommen, so sei fein artig gegen sie, und sage, du hättest zwar das nicht gefunden, was du suchtest, aber du wolltest einen neuen Trichter bei ihnen bestellen,

und ihnen dafür an Gut und Geld geben, was sie verlangen würden; denn es käme dir nicht darauf an, und du wärest mit gar verschiedenen Zaubergaben gesegnet; dann werden sie hoffen, dir, bevor sie dich tödten, auch noch die andern Zaubergaben abzulocken, die sie noch nicht kennen. Und Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Thue also gar nichts dergleichen von deinem Regenschirm, sondern mache dich nur auf die Beine, und wenn du Zeit und Gelegenheit findest, die Bedingungen zu erfüllen, die zu meiner Erlösung nothwendig sind, so gedenke meiner."

Hans Wurst bedankte sich sehr höflich, und war über die Gutmüthigkeit des armen Salamanders sehr gerührt, beschloß auch, seiner gewiß nicht zu vergessen, und sollte er darüber in die größten Verdrießlichkeiten kommen; denn er hatte ein edles Herz, der brave Hans Wurst!

Als nun der Tag graute, kamen die Rußigen alle in ihren schwarzen Schurzfellen, mit Schürhaken und Blasbälgen und waren Willens, den Hans Wurst in die Glockenspeise zu werfen. — Der Hans Wurst that, als ob er gar nichts vermuthete, sondern sprach so vernünftig, wie der Salamander es ihm gerathen hatte. Da wurden die Rußigen wirklich stutzig, und dachten bei sich: „Holla! Wir müssen ihn noch aufsparen, daß wir ihm auch die übrigen Zaubergaben entlocken. Doch wollen wir ihn unter gute, sichre Aufsicht stellen."

Und nun bestellten sie heimlich den feuerrothen Kerl mit den grünspanfarbigen Haaren und Augenbraunen zum Wächter des Hans Wurst; er sollte Acht haben, daß der gefährliche

Schneidersſohn es nicht etwa machte, wie ein verſchuldeter Kaufmann, oder ein Holländer, das heißt, daß er nicht, ohne Abſchied zu nehmen, in die weite Welt auf Reiſen ginge.

Nun hatte Hans Wurſt ſeine ſchwere Noth, auszuſinnen, wie er ſeinen feuerrothen Wächter ſich vom Halſe ſchaffte, denn er witterte ſogleich, woher der Wind blies.

Da war nun eine Schenke, die hieß früher: „zur blitzblauen Faſtenbretzel"; der jetzige Beſitzer der Wirthſchaft aber hatte ſie aus Eitelkeit umgetauſt, und nannte ſie, um den altmodiſchen Namen durch einen ſehr wohlklingenden modernen zu erſetzen. „Wein=, Bier=, Schnaps= und Kaffee=Wirthſchaft zum roſenfarbenen Pudelhund". Dorthin ging nun Hans Wurſt ſehr eifrig, und eben ſo eifrig folgte ihm der feuerrothe Burſche mit den grünſpanfarbigen Augenbraunen. — Nun ſaß Hans Wurſt eines Abends recht verdrießlich in der Schenke, weil ſein feuerrother Aufſeher einen Durſt hatte, der gar nicht zu löſchen war, was doch Alles auf Koſten ſeiner Paraplnie=Ducaten herging, und nebſtbei war auch kein Gedanke dran, daß der unergründliche Aufſeher, ſo viel er trank, je betrunken wurde; denn was der vertragen konnte, das geht über alle Beſchreibung. An dem Tiſche aber hatte ſich an jenem Abend auch ein Reiſender dort in der Schenke eingefunden, der ein ſehr grämliches Geſicht machte und ſich Waizenbier und Citronenſcheiben dazu geben ließ. Hans Wurſt rückte näher zu ihm, denn es dauerte ihn ſehr, daß der Fremde ein ſo trauriges Geſicht machte, und fragte ihn, was ihm denn eigentlich fehle? —

„Ach!" erwiederte der Fremde, „soll ich nicht ein trauriges Gesicht machen, da ich doch nie in meinem Leben rasten kann, und immerdar auf der Wanderschaft sein muß; denn ich bin, unter uns gesagt, der ewige Jude."

„So!" sprach Hans Wurst. „Was gebt Ihr mir, wenn ich alle Falten aus Eurem Gesichte glätte?"

„Ach, das sind Narrenpossen," versetzte der ewige Jude.

„Nein, das sind wahrhaftig keine Narrenpossen," sprach Hans Wurst, „auf Ehre! ich kann's; was gebt Ihr mir dafür?"

„Freund!" antwortete der ewige Jude, „wenn Ihr das könntet, ja, wahrhaftig, ich bin zwar nur ein armer Mann, der sich mit seinem Bischen Schacher durch die Welt bringen muß, aber mein letztes Hemd gäbe ich Euch, und das will viel heißen, denn ich habe nur ein einziges."

„Nun! das verlange ich grade nicht," meinte Hans Wurst; „aber" — so fügte er leiser hinzu, indem er ihm näher auf'n Leib rückte — „zwei Dinge verlange ich als Lohn, nämlich erstens eine Locke aus Eurem Bart —"

„Mei! Was thut Ihr mit meiner Locke?" unterbrach ihn der ewige Jude.

Hans Wurst fiel aber ganz ruhig fort: „Und für's Zweite: seht Euch einmal den Burschen dort an, was meint Ihr? er ist wohl feuerroth genug, daß man ihn für einen brennenden Dornbusch halten könnte? Wenn Ihr mir den Burschen dort vom Halse schafft, und eine kleine Locke aus Eurem Barte gebt, so

will ich Euch alle Falten so glatt bügeln, daß Ihr hübsch sein sollt, trotz irgend Einem."

„Topp!" sprach der ewige Jude, „mit dem feuerrothen Kameraden will ich schon fertig werden, und da habt Ihr die Locke aus meinem Bart; nun thut aber auch Eure Schuldigkeit, denn Rechtschaffenheit soll bei jedem Handel sein."

Nun gingen sie in ein Seitenstübchen, und da bügelte denn der gute Hans Wurst dem ewigen Juden alle Falten aus dem Gesichte, so daß sich der Alte wieder mit Anstand vor allen Leuten sehen lassen konnte, und schritt nun rasch heraus, setzte sich zu dem feuerrothen Burschen, klang mit ihm an und verwickelte sich in ein Gespräch mit ihm, — während dessen er mit dem Licht immer näher und näher, ganz unvermerkt, an seine Perücke rückte. Ehe sich's der Spürhund versah, stand auch sein Kopf in hellen Flammen, und während er sich bemühte, den Brand mit einer Maß Bier zu dämpfen, war unser Freund Hans Wurst bereits schnell wie der Wind zur Schenke hinaus, und gewann das Weite.

Viertes Capitel.

Nachdem Hans Wurst einige Tage lang auf gut Glück gewandert war, kam er endlich in das Reich Utopien, wo ihm der Zöllner an der Gränze mit dem Kopf unter dem Arme entgegen kam und, nachdem er ihn artig begrüßt, den Kopf, grade so wie

andere ehrliche Leute den Hut, wieder aufsetzte; auch fragte er ihn um den Paß; da aber Hans Wurst keinen aufzuweisen hatte, so begnügte sich der Zöllner damit, daß ihm Hans Wurst einen schönen blanken Gulden in die Hand drückte. Hans Wurst erkundigte sich auch gleich an der Grenze um die Merkwürdigkeiten des Landes, und da hörte er denn, daß der König von Utopien seiner schweren Regierungsgeschäfte halber schon seit mehreren Jahren von einer fürchterlichen Krankheit befallen sei, gegen welche kein Arzt ein Mittel gefunden habe. Die Krankheit habe einen gräulichen ausländischen Namen, und heiße Langeweile, und der König habe ein Edikt ausgehen lassen in alle Welt, worin angegeben ist, daß er Demjenigen, der ihn von dieser fürchterlichen Krankheit befreie, alles Mögliche versprechen wolle.

„Aha!" dachte Hans Wurst, „das Ziel meiner Reise ist nahe." Und fragte gleich ganz keck: „Wo wohnt denn der König?"

Der Grenzzöllner erwiederte: „Dort auf dem nächsten goldenen Berge, den er Demjenigen versprechen will, der ihn von seiner Krankheit befreit."

„Nun, das ist gut!" versetzte Hans Wurst, „da will ich mich gleich auf den Weg machen, und ihn aufsuchen."

Nun ging Hans Wurst geradeswegs dem goldenen Berge zu, und zum Schloß des Königs hinein, und kam in eine große Halle, wo die Hofgelehrten alle an einer breiten runden Tafel saßen und die Klugheit mit Löffeln aßen. Hans Wurst verspürte sehr großen Appetit, und trat daher ohne weitere Umstände mit

den Worten zum Tische: „Meine Herren! wenn es erlaubt wäre, etwas zuzulangen, so würde ich mir die Freiheit nehmen —"

„Hier nimmt man sich nicht die Freiheit, —" schnauzte ihn einer von den gelehrten Herren an; „das Gericht, welches wir essen, reicht gerade nur für uns hin; überdem seid Ihr ein Ausländer, und bei uns dürfen nur die Inländer die Klugheit mit Löffeln essen."

Hans Wurst entschuldigte sich so höflich als er konnte, daß er so dumm gewesen sei, und bemerkte zugleich, daß ein großer Trichter von Mund zu Mund ging, aus welchem sie tranken. Aber er mußte heimlich über ihre große Ungeschicklichkeit lachen; denn wenn sie die kleine Oeffnung des Trichters an den Mund setzten, um die Klugheit daraus zu saugen, so rann sie durch die große Oeffnung auf der andern Seite wieder heraus. Das war nun also wirklich der berühmte Nürnberger Trichter, welchen der Hof-Astrolog für den Prinzen gekauft hatte, und wodurch sie alle nunmehr außerordentlich klug geworden waren.

Hans Wurst ließ sich nach einer kleinen Weile bei dem Könige als einen geschickten fremden Arzt melden, welcher seine Krankheit ganz untrüglich zu heilen versprach. Es kam auch bald ein Kämmerling und zeigte dem Doktor Hans Wurst den Willen des Königs an: daß es ihm verstattet worden sei, vorgelassen zu werden, und seine Kunst zu probiren; zu gleicher Zeit wurde ihm aber auch angedeutet, daß ihm, wenn sein Mittel nicht anschlüge, der Kopf abgeschlagen werden sollte, und den dürfte er dann, wie alle andern, nach Belieben unter dem Arme

tragen. Das war nun freilich keine schöne Aussicht, aber doch noch angenehmer, als eine Aussicht auf den Dreibein, genannt Galgen. Darum bedachte sich Hans Wurst nicht lange, sondern bedankte sich für die Gnade des Königs, daß er ihn vorlassen wolle, und begab sich alsbald in dessen Gemächer.

Der König von Utopien saß auf einem erhabenen Throne mit finstern Geberden, eine goldene Krone mit lichten Karfunkeln besetzt auf dem Haupte, um den Hals hing eine grüne Schlange, die sich in ihren eigenen Leib zum Knoten verbissen hatte, und wie ein Ring von lichten Smaragden funkelte. — Des Königs Stirn war voll grämlicher Falten, und ringsum in großer Betrübniß standen die Hofherren und lamentirten über die Krankheit. Der Prinz aber, der auf einen Augenblick von seiner astrologischen Warte herniedergestiegen war, ging mit großen Schritten im Gemache auf und nieder, und war in weise Gedanken vertieft; denn er hatte ja nicht blos durch den Nürnberger Trichter alle Gelehrtheit in den Leib bekommen, sondern speiste auch jeden Tag die Klugheit mit den Löffeln.

„Was fordert Ihr als Preis Eurer Kunst?" fragte der König, und gähnte dabei, so daß Hans Wurst gleich sah, wie gefährlich es mit der bewußten Krankheit stand; er erkannte aber auch beim ersten Blick, das müsse von dem magischen Knoten herkommen, in welchem sich die Schlange um seinen Hals verschlungen hatte.

„Mit Ew. Majestät allergnädigster Erlaubniß," erwiederte Hans Wurst, „sind es drei Dinge, welche ich als Preis und

Lohn meiner Kunst in Anspruch nehme, nämlich für's Erste, daß Ihr mir den berühmten Nürnberger Trichter zu meinem Eigenthum überlaßt, und zweitens, daß Ihr mich mit höchsteigener Hand zum Ritter schlagt."

„Ihr seid sehr verwegen in Euren Forderungen," sprach der König von Utopien; „doch sei es; macht Euren Versuch mit mir, und ich will Euch Eure Forderungen bewilligen."

„Mit Eurer Erlaubniß," versetzte der Doktor Hans Wurst, „werde ich den Versuch nicht eher beginnen, als bis Ihr mich wirklich zum Ritter geschlagen habt, und mir den wunderbaren Trichter einhändigt."

„Meinethalben," sprach der König, indem er nicht unterließ zu gähnen. „Kniet nieder, und stehet als Ritter wieder auf; man bringe auch den Nürnberger Trichter herbei. Doch nun folget mir in mein Schlafgemach und nehmt die Operation vor."

Hans Wurst, welcher nunmehr zum Ritter geschlagen war, folgte dem König in sein Schlafgemach, murmelte dann einige geheimnißvolle Zaubersprüche, zog unter wunderlichen Geberden seine Scheere hervor und legte sie auf den Tisch. Dann nahm er sein Bügeleisen, und bearbeitete damit des Königs Stirn, daß sie gar bald aller Falten entblößt war. „Wie fühlt Ihr Euch jetzt?" fragte er den König. „O, ganz erklecklich wohl," erwiederte dieser, „nur fühle ich noch immer ein bedeutendes Gähnen, gerade so, als ob meine Krankheit sich noch gar nicht gehoben hätte." — „Schließet die Augen zu," fuhr Hans Wurst fort, „und ich werde dann den Rest meiner Operation vollenden." —

Der König that, wie ihn Hans Wurst hieß, und schloß die Augen. Nun nahm Hans Wurst die Scheere, und zerschnitt damit die Schlange.

In demselben Augenblick, als er dieses gethan, fiel es von dem König von Utopien wie Schuppen ab, und er rief: „Schafft mir diesen Landstreicher da aus den Augen, — was will der Gaudieb? Ich glaube gar, er hat mich ermorden wollen! Habe ich denn nicht im ganzen Lande verboten, verborgene Waffen zu tragen? — Und ist denn die Scheere nicht eine höchst gefährliche Waffe? besonders in den Händen von Schneidern?"

Während der König dieß rief, war die Schlange in lauter Edelsteine zerfallen, und die Edelsteine schienen allgemach wie Thautropfen zu verduften. Auf das Geschrei des Königs eilten aber nunmehr alle die Hofherren und Cavaliere herbei, und nahmen augenblicklich den Hans Wurst gefangen, ließen ihn auch alsobald, seiner vielen Bitten und Thränen ungeachtet, hinwegschleppen und in einen tiefen Kerker bringen, so daß der Ärmste nicht anders dachte, als er müßte wirklich sterben, und es sei gar kein Pardon mehr für ihn.

In den tiefen Kerker, worin er lag, schien weder Sonne noch Mond hinein; es war ihm recht trübselig zu Muth. Doch ermannte er sich gar bald wieder, und sprach zu sich selbst: „Eigentlich bin ich doch ein recht großer Thor, und es freut mich auch jetzt, daß ich ein Thor bin, denn die Herren, welche durch den Nürnberger Trichter so ungemein klug wurden, sind doch durch die Bank eigentlich recht abscheuliche Tröpfe, und ich

möchte nichts auf der Welt, als daß ich geradezu blos ein Ritter der Thorheit wäre. Wenn der Nürnberger Trichter keine anderen Früchte hervorbringt, so verzichte ich gern auf alle Weisheit, und schwöre mit theurem Eid, so wahr ich Hans Wurst heiße und so wahr ich der ganzen Welt eine Nase drehen möchte so lang wie das Horn des Mondes, schwör' ich jetzt: daß ich Zeit meines Lebens gar nicht mehr klug zu werden begehre, sondern bleiben will, wie ich bin, in alle Ewigkeit!"

Wie er das geschworen, so sprang plötzlich die Thür seines Gefängnisses auf, und vor ihm lag ein wunderbarer Garten, mit Blumen und Blüthen aller Art, und in der Mitte des Gartens wuchs eine herrliche Aloe, die in duftiger Blüthe prangte. Rings um die Aloe aber ringelte sich eine Zauberschlange mit einem goldenen Krönlein auf dem Haupte. Als er nun über die Schlange hinweg zur Aloe schreiten wollte, um ihren Blüthenkelch zu pflücken, da sang der Vogel Rock, der seine Fittige weit ausgespreitet hatte, und auf denselben ein glänzendes, aus Luft und Duft gebautes, mit Rubinen und Diamanten geschmücktes Schloß trug, aus dessen Fenstern die zierlichsten Kinder mit allerlei lustigen Geberden heraussahen und mit Korallenkränzen spielten, und in dem bunten Regenbogen herumfingerten. Der Vogel Rock aber sang: „Es schläft ein Zwerg im Hörselberg, der hat einen Raben begraben, und bevor das Thier nicht wird wieder lebendig, ist all dein Treiben unbeständig; drum, willst du versuchen dein Heil, so schneide dir einen goldenen Pfeil, aus Sonnenstäubchen gar scharf und spitz,

und dann schieße damit geschickt und fein, zu Cöln am Rhein, dem Herrn Johann Maria Farina in's Herz hinein. Vor Sonnenaufgang muß es vollendet sein."

Nun hatte der Ritter Hans Wurst nichts Eiligeres zu thun, als daß er, bevor noch die Aloe verblühte, ihren Kelch pflückte, und sich rasch auf die Reise machte. Er accordirte geschwind mit einem Hauderer, das war der Süd-West-Wind; der spannte ein Paar Schnecken vor, und vermittelst dieser Extrapost kam der Rittter Hans Wurst gar bald an den Hörselberg, der liegt in dem schönen Thüringer Land. Und in dem Hörselberg ließ er sich nun wirklich mit dem Zwerg in ein Gespräch ein.

Fünftes Capitel.

Der Zwerg im Hörselberg erzählte dem treuen Ritter Hans Wurst gar mancherlei Dinge, die wunderlich genug klangen; er berichtete ihm, wie der Prinz von Utopien eigentlich gar kein echter Prinz sei, und auch gar nicht der Sohn des Königs von Utopien, sondern von der Fee Weisheit gleich nach der Geburt ausgewechselt worden, und sei eigentlich eines Schneiders Sohn aus Tripstrill, während der wahre Prinz von Utopien als Schneiderssohn in Tripstrill auferzogen worden sei.

„Herr Je!" rief der Ritter Hans Wurst, nachdem er dieß gehört hatte, „das bin ja am Ende ich selbst; das wäre doch

zum Gukuk, wenn ich ganz plötzlich ein Königssohn wäre; aber wie kann das nur sein?"

„Das hat eine ganz eigene Bewandtniß," erwiederte der Zwerg; „denn die Weisheit, eine gar hochmüthige Frau, sah in dem Königssohn einen dummen Jungen, und in dem Schneidersohn einen sehr klugen; deßhalb verwechselte sie die Beiden heimlich, und tödtete dann meinen armen Raben, der um das ganze Geheimniß wußte, weil er auf ihr Geheiß die beiden Kinder von Utopien nach Tripstrill und hin und wieder getragen hatte. Nun ist aber der Rabe nicht anders lebendig zu machen, als wenn einer die Sonnenstäubchen zu Pfeilen schmiedet, und von diesen Pfeilen sich selbst in's Herz schießt."

„Nun, das will ich auch versuchen," sprach Hans Wurst, „das ist noch immer nicht so bedenklich, als wenn ich mich in den Rücken schießen müßte, denn das wüßte ich wahrhaftig nicht anzustellen."

Nun gab ihm auf sein inständiges Bitten der Zwerg einen Hammer und einen Ambos, und so schmiedete denn der Ritter Hans Wurst, nachdem er sich von dem Zwerg ein Schurzfell geliehen hatte, aus den Sonnenstäubchen Pfeile, und nachdem er sie fertig gebracht, so übte er sich im Schießen, und schoß sich gerade mitten in's Herz hinein, was ihm nicht sehr schwer fiel, indem er den Pfeil gerade auf sein Herz angesetzt hatte. Nun wurde der Rabe lebendig, und der Pfeil flog durch das Herz des Hans Wurst mitten hindurch, immer fort bis nach Cöln am Rhein, wo der Herr Johann Maria Farina gerade mitten unter

seinen Tiegeln und Phiolen saß, und die Universalmedicin austüpfelte. Der Ritter Hans Wurst aber nahm schnell die Blüthe der Aloe und schwang sich auf den Raben, der sich sehr höflich bedankte, daß er ihn wieder in's Leben zurückgerufen hatte, und der Rabe trug ihn nun in fünfundzwanzig Minuten und einer halben Secunde geradeswegs nach Cöln am Rhein in die Stube des Herrn Johann Maria Farina.

In dieser Stube nun duftete es von den wundervollsten Kräutern aus Arabien, Indien und der neuen Welt, durch deren Geruch der Herr Johann Maria Farina in einen Zauberschlaf gewiegt worden war. Und ringsum flatterten bunte Vögel, Kolibri und Paradiesvögel, Zaunkönige und Adler, und etliche Schlangen und Molche hüpften aus den runden Zuckergläsern, worin sie in Weingeist hingen, heraus, tanzten Menuette, und freuten sich des Lebens.

Da draußen aber vor den Fenstern empfahl sich eben die Frau Sonne und hatte einen schönen Regenbogen als Halsband, das wollte sie nicht ablegen, als sie auf den silbernen Stufen in das Zauberschloß des Rheins hinabstieg.

„Ja, was nun machen?“ fragte Hans Wurst sich selbst, unschlüssig und voll hoher Gedanken, denn ihm schwebte immerdar ein liebliches Bild vor den Augen, das Bild der Thorheit, die er selbst in ihrer Häßlichkeit liebgewonnen hatte. „Bin ich nicht ihr Ritter?“ — frug er sich laut, und da fiel ihm grade noch zur rechten Zeit bei, daß er ja die Locke aus dem Barte des ewigen Juden noch bei sich trage.

Indessen war der Rabe mit dem Blüthenkelch der Aloe hinausgeflogen zur Frau Sonne, die eben eine Thräne weinte, daß sie schon so frühzeitig von der herrlichen alten Stadt Cöln am Rhein scheiden müsse. Diese Thräne hatte der Rabe in dem Blüthenkelch der Aloe aufgefangen und brachte sie nun im selben Augenblicke zurück, als der Hans Wurst, der wichtigen Bedingung eingedenk, den Herrn Johann Maria Farina mit dem Barte des ewigen Juden an der Nase kitzelte.

Da erwachte dieser, und, während der Ritter Hans Wurst auf dem Raben sich schnell von hinnen schwang, um die Dame Thorheit aufzufinden, setzte sich der Herr Johann Maria Farina in aller Eile hin, und schrieb beim Beginn der Walpurgisnacht mit sympathetischer Tinte das Recept des berühmten cölnischen Wassers für alle sympathetischen Seelen nieder. Der Ritter Hans Wurst aber fand nun glücklich die Thorheit, und reichte ihr knieend in dem Kelche der Aloe das Schönheitswasser, womit sie augenblicklich ihre Augenlieder benetzte. Und, kaum hatte sie es gethan, als sich auch schon ihre ganze Gestalt veränderte, und ihr Alter und ihre Häßlichkeit dahinschwand; — Hans Wurst aber, welcher kein Anderer war, als der Sohn des Königs von Utopien, verlangte jetzt durchaus nicht mehr den berühmten Nürnberger Weisheits-Trichter zu besitzen, sondern vergönnte ihn Denen, welche die Klugheit mit Löffeln aßen, von ganzem Herzen, und fühlte sich bei weitem glücklicher, daß er von nun an und für immer blos der Ritter der Thorheit blieb. Dadurch war nun auch der gute König Salamander sammt

seiner Gemahlin, der Frau Salamandrine, aus der Gewalt der Rußigen befreit, und an demselben Tage, an welchem der Ritter Hans Wurst mit der Königin Thorheit Hochzeit hielt, kam auch der König Salamander als Gast, und brachte ihm zum Geschenk eine schöne Schellenmütze, deren Schellen die Rußigen auf sein Geheiß aus dem Golde des Regenschirms hatten fertigen müssen. Da war aber nun des Jubels kein Ende. Die Musikanten spielten die lustigsten Walzer auf. — Hans Wurst und Thorheit haben sich also geheirathet, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

Graf Pelikan.

I.

Es war einmal ein reicher Graf, der hatte drei Söhne, die er über Alles liebte. Den jüngsten aber, der noch nicht volljährig war, hielt und hegte er stets am liebsten vor den beiden andern, nachdem er seine Grafschaft in zwei Hälften für diese seine beiden ältern Söhne getheilt hatte; nur seinen gar großen Schatz, an dem er lange Jahre gesammelt hatte, behielt er für sich, um ihn seinem jüngsten Sohne zu bewahren.

Nun war eines Tages der alte Graf schlafen gegangen, und die drei Söhne standen noch zechend in einem großen Saale, an dessen beiden Seiten Gänge und Thüren zu den verschiedenen Gemächern und Außenwerken des Schlosses führten. Die Lampe brannte düster, der älteste Sohn aber ging oftmals im Saale auf und nieder und blieb dann bei einer schweren Thüre aus

Eichenholz stehen, sah durch's Schlüsselloch desselben in die Schatzkammer seines Vaters hinein und murmelte: „Ha! wie es da drinnen immer funkelt und flammt und flimmert, und von tausend Edelsteinen blitzt! Wie reich doch unsers Vaters Schatzkammer mit Gut und Gold gefüllt ist, und wir müssen hier außen knausern und kalmausern, wie lumpiges Bettelvolk; der Trank, der uns behagt, wird uns vorgemessen; des Goldes tragen wir nicht mehr auf dem Leibe, als eine Fliege auf dem Rüssel, und bei Jagd und Spiel müssen wir neben den reicheren Freunden und Junkern armselig und verachtet einhergehen. — Doch, horch! wie es in der Schatzkammer drinnen so lustig klingt und singt, als wie von lieblichen Flöten und Fiedeln.“ — Und während er sein Ohr an das Schlüsselloch anlegte, kam es ihm vor, als hörte und sähe er ganz deutlich die Rubinen und Diamanten in zierlichen Gestalten umhertanzen und poltern, und dazu wie aus feinen Glöcklein und Kehlen singen: „Bim! Bim! — Nimm! Nimm! — Wie hell, wie fein! Alles dein! Alles dein! Komm' herein! — Nimm! Nimm! — Bim! Bim!“ —

Und der zweite Bruder setzte den Becher aufmerksam auf den Tisch — er hatte auch das seltsame Liedlein gehört — und ging zur Thür der Schatzkammer hin, blinzte durch das Schlüsselloch hinein und sah darin eine Menge kleiner Männchen in bunten flimmernden Röckchen mit Augen von Edelsteinen und schweren goldenen Wämsern; die sprangen alle aus den Geldtruhen lustig heraus, da die schweren Deckel geöffnet standen

und klimperten mit den Goldstücken, hingen sich die blinkenden Ketten, die drinnen lagen, um die Brust, setzten sich die hellen Diamanten auf die Mützen und tanzten seltsam umher, wobei sie bald das Gold, bald die kostbaren Geschmeide in die Höhe hielten, und wie zur Schau einluden. Der jüngste Sohn aber blieb ruhig beim Tische sitzen, las in einem alten Buche und theilte nicht die Begier seiner Brüder, die mit glühenden Blicken immer auf und nieder gingen und mitunter laut sprachen:

„Wie es lockt, wie es klingt!“ begann der Älteste, „da „hätten wir ja wohl mit einem Griff Alles, was unser Herz be„gehrt, und dürften nicht mehr verachtet und armselig neben den „reicheren Junkern und Rittern einhertreten und jagen. Ja, wie „Mancher, dem wir jetzt zum Gespötte sind, zöge dann, tiefer sich „neigend, vor uns den Hut. Und das Alles könnten wir mit ein „paar Griffen haben!“— Und der zweite Bruder sprach darauf: „Unser Vater ist alt und mürrisch; denkt er denn ewig zu leben, „und seine Schätze und Kostbarkeiten bis zum jüngsten Tag „aufzubewahren? Sie gehören uns so gut als ihm; — was „stehen wir denn also lang' an? — Haben wir einmal irgend „einen Wunsch, so schlägt er ihn uns ab; wollen wir einmal „auch Lust und Freude, so mißt und wiegt er uns die Bissen zu, „wie Brod bei der Hungersnoth. Sein Vergnügen ist nur, das „unsrige zu zerstören und zu verbittern, seine einzige Lust, die „unsrige zu schmälern oder ganz zu hemmen! Das ist unnatür„lich und wider alles Recht, denn die Schätze gehören uns so „gut, als ihm.“

Sie sprachen hierauf noch Mehreres insgeheim, und redeten immer leiser und in sich versunkener, so daß sie gar nicht bemerkten, wie ihr jüngster Bruder während ihrer Gespräche sich aus dem Saale geschlichen hatte und wieder hereingekommen war. — Endlich sprach der Älteste zum zweiten: „Du hast Recht, lieber Bruder! Masdittel ist gut und leicht. Wir theilen redlich, und die Todten können ja nicht aufstehen und reden, oder wider uns zeugen."

Darauf hielten sie ihre Schwerter an der Seite fest, und gingen zu ihres Vaters Schlafgemach; zu dem Jüngsten aber sprachen sie: „Du, halte die eichene Schatzkammerthür gut im Auge, wir kommen bald wieder und dann soll das traurige Leben ein Ende haben." Damit gingen sie fort. Der jüngste Bruder aber saß geruhig bei seinem Buche und las aufmerksam in den alten Historien und Reimen weiter.

II.

„Tod und Hölle! wir sind verrathen! die Pest dem Schurken auf den Hals, der uns den Streich gespielt!" so rief der älteste Bruder, als er bleich und athemlos in den Saal zurückkehrte. — „Wo ist der Wicht?" rief der Zweitgeborne, „reiß ihm das Herz aus! — daß ihn die Hölle! er hat uns verrathen und dem Alten geplaudert! Und nun sitzen wir da mit der Bescheerung und können die Schätze hüten, wie verzauberte Zwerge,

bis der Graubart wieder kommt, und uns die Ruthe vorhält, Kiesel für Diamanten hinzählt und Blut für Gold."

„Die That war so leicht zu vollbringen," unterbrach ihn der Älteste, „und wär' sie gethan, keine Seele hätte darnach gefragt; aber daß wir sie blos dachten und nicht auch vollbrachten, das Eine untergräbt uns den Boden, daß wir auf leicht überdecktem Abgrund hinwandeln, wo jeder Schritt uns den Tod bringen kann. Mord und Pest, daß es mißlang!" —

„Was lärmt ihr so, liebe Brüder?" fiel ihm jetzt der Jüngste in's Wort.

„Ah, bist du da? Regst du dich, Schlange, die uns verdirbt?" sprach der zweite Bruder, „du bist's, der uns verrathen hat! Nun, wart'! Blut ist Blut; du hast dem Alten das Leben gerettet, daß er entflohen. Wir nehmen das deinige. Mach's kurz, bet' ein Vaterunser!" —

„Blick' nicht so starr und unwissend um dich!" sprach der älteste zu seinem jüngsten Bruder, „gesteh's nur ein: du hast dem Vater zur Flucht geholfen; aber Rosen soll's dir nicht bringen!"

„Noch euch die That," sprach der Jüngste frei und offen zu seinen Brüdern. „Ich gesteh's gerne, ich habe eure schändlichen Anschläge belauscht, sie dem Vater verrathen und ihm zur schnellsten Flucht verholfen. Sucht bis an's Ende der Welt, und ihr werdet den Flüchtling nicht finden. So, jetzt durchstoßt mich. Ist's ein Bubenstück, was ich gethan? verzeih' mir's Gott! Nun, was zögert ihr noch, mich umzubringen? Gebt mir den Tod!"

So sprach der Jüngste, und sein zweiter Bruder hatte bereits sein Schwert bis zur Hälfte gezogen, um ihn auf ewig zum Schweigen zu bringen; aber der Älteste faßte ihn wild lachend und doch bebend beim Arm, und rief: „Laß den Knaben! Im Grunde fordern wir nur Blut um Blut und des Alten Blut ist doch nicht geflossen; auch hab' ich," fügte er schauernd hinzu — „ein Grauen, Blut fließen zu seh'n."

„Du bist ein schwachherziger, erbärmlicher Narr!" — erwiederte ihm der Zweite.

„Sag', was du willst," versetzte ihm der Älteste, „aber als wir über unsers Vaters Schwelle traten, war mir, als sähe ich einen Cherub Wache davor halten, ganz gekleidet in Blut, der hielt ein blutiges Schwert in der Faust, und sein Auge war Flammen! und mir war's, als berührte er mit dem Blutschwert meine Stirne und spräche und schriebe darauf: „Du sollst Vater und Mutter ehren!" — Mir aber brannte die Schrift auf der Stirn und der Todesschweiß stand mir darauf. Als ich ihn aber abwischte, war's Blut. Ich könnte kein Blut sehen, ohne daß ich an diese Worte dächte. Darum, Bruder! tödt' ihn nicht mit dem Schwert!"

„Meinethalben nicht mit dem Schwert," rief der zweite Bruder, „aber sterben muß er! Leben um Leben, das unsre gilt uns mehr. Sperre ihn in den Thurm, so hoch als keine Leiter reicht, und keines Menschen Ohr sein Geschrei hört. Da mag er sein Fasten lernen; vielleicht geschieht's, daß er bei lebendigem Leibe stirbt. Wer kann dafür? Wenn die Vögel des Himmels

an seinem Fenster vorbeifliegen, und ihn aus Mitleid ätzen, dann seien wir keiner Gnade mehr theilhaftig im Himmel und auf Erden; bis dahin guten Appetit, schwatzhaftes Knäblein! Er sprach's, und sie schleppten den jungen Knaben den hohen Thurm hinan in ein enges Gemach, das höchste des ganzen Thurmes, wo nur die Vögel des Himmels vorüber flogen, und kein menschliches Ohr von unten sein Geschrei hören konnte, und keine Leiter hinaufreichte.

III.

Der alte Graf ging als Flüchtling auf seinem eignen Lande; als er nun drei Tage lang gegangen war durch Wald und Flur, bei Nacht und Nebel, stand er an der Grenzmark seiner Grafschaft, blickte noch einmal zurück auf sein Eigenthum und weinte dann heiße Thränen und sprach: „Ist denn irgend Einer elender als ich, der vor Kurzem sich noch den Gesegnetsten nannte? Nichts mein eigen auf der ganzen weiten Welt, als meine Thränen; der wilde Wald ist mein Nachtquartier, die Furcht mein Roß, die Verfolgung mein Begleiter, und in meinem Herzen der Sporn, die unendliche Liebe, die ich zu Denen trug, welche mich jetzt verfolgen, zu meinen ungerathenen Kindern, und denen ich noch immer nicht fluchen will. O! ein Vaterfluch reicht über Kinder und Kindeskinder hin! — Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie mir gethan! — Hab' ich doch noch einen süßen Trost, daß mich eine Seele liebt, und

das ist auch mein Kind, mein jüngstes." — Bei diesen Worten runzelten sich die Braunen des Alten in schwerer Besorgniß, und er sprach: „O, du mein treuer Sohn, daß du doch ferne bist, und vielleicht um meinetwillen von den falschen Brüdern verfolgt wirst! Es steigt mir eine neue ungeheure Angst im Herzen auf um mein jüngstes Kind, so, daß ich wohl Flügel haben möchte, um bei ihm zu sein, und meinen jüngsten Sohn an meinem Herzen zu schirmen, daß ihm kein Leid geschieht."

Wie der Graf dieses sprach, ward ihm immer unheimlicher zu Muthe, und die Zweige des Waldes, worin er stand, bebten und flüsterten durcheinander; die alten Föhren schüttelten ihr graugrünes Haar und wackelten bedächtig mit den Häuptern. Die Wasser aber, die da vorüberflossen, brausten immer heiserer, und dann war es wieder, als tauchten aus den Wellen Klagetöne empor, die über die Blumen des Ufers hinzitterten, daß diese ihre Kelche bald auf- und bald zuschlossen, als hätten sie großes Herzleid, was sie klagen möchten.

Auf einem hohen Eichenbaum war aber ein Nest voll Schwalben, zu denen eben die Mutter mit Atzung heimgeflogen kam; diese sang zu den Jungen, welche emsig und liebevoll zur Mutter zwitscherten, also:

„Ich hab' ihn geseh'n, ich hab ihn geseh'n,
Jung Knabe muß schrecklich zu Grunde geh'n;
Sie haben ihn in hohen Thurm gesperrt,
Kein Menschenohr sein Klagen hört.
Und weil er gerettet sein Väterlein,
Nun woll'n sie ihm rauben das Leben sein.

Es bringt ihm Keiner Speis und Trank,
So sitzt der Knab' drei Tage lang.
Er sitzt dreißig Klafter in der Höh',
Der Hunger thut weh, der Hunger thut weh!"

So sang die Schwalbenmutter, und ätzte dann ihre Jungen. Der alte Graf aber zerraufte seinen grauen Bart, und zerschlug sich die Brust im rasenden Schmerz, und sprach: „Bis ich dahin käme, ist der Knabe wohl längst todt! O, warum hab' ich keine Flügel, um zu ihm zu fliegen! — All' ihr himmlischen Mächte! wär' ich ein Pelikan, wie gern ritzte ich mir mit dem scharfen Schnabel die Brust auf, und letzte den Knaben mit meinem Herzblut vor'm Hungertod! und wie er den Wunsch ausgesprochen hatte, fühlte er sich plötzlich von der Erde emporgehoben, und wie von Flügeln getragen; jetzt schwebte er bereits über dem Eichbaum, wo die Schwalbenmutter ihre Jungen speiste, und immer höher ging's jetzt fort im sausenden Fluge. Und als er von der Höhe auf die Fläche hinabsah, erblickte er sein Eigenthum und seinen Leib befiedert, sein Haupt war zum Pelikanskopf umgewandelt, und sein dunkler Mantel flatterte hoch in Lüften als ein Flügelpaar.

IV.

Im Thurme lag der jüngste Bruder, die Wange bleich, das Auge tief eingesunken, rüttelte an den Stäben des Fensters und sprach in Thränen: „O, hätt' ich doch nur einen Tropfen

Thau, um mich zu laben, oder eine Krume Brod, wie ich sie oft hinter die reiche Tafel warf! oder wüßt' ich doch nur, was meinem armen flüchtigen Vater für ein Schicksal geworden ist? Gern möcht' ich ja sterben, wüßt' ich, daß Er lebt! Wie mag das Leben doch so süß sein, wo draußen in der freien Gotteswelt Alles sich freut und lebt, die Blumen blühn, und die klaren kristallnen Brünnlein lustig rinnen, wo der Frühling in reicher Lust Tafel hält, und Alles, Alles geladen ist zur Lust, die aus vollen Schüsseln geschmaust wird, und aus blühenden Kelchen getrunken. Und ich muß hier Alles leben seh'n, und verschmachten, und sterben in meiner Jugend; kein Menschenherz hört unten mein Wehklagen, meine Noth; und wenn sie's hörten, keine Leiter reicht hier herauf, und selbst kein Vöglein fliegt vorüber, das mir, wie der milde Rabe, Speise und Trank brächte in meine Wüste."

Wie der junge Knabe diese Worte gesprochen hatte und von Neuem zu seufzen und zu klagen begann, hört er's plötzlich draußen rauschen und flattern, und wie er zum Gitterfenster trat, und den Kopf durch dasselbe neugierig steckte, ließ sich der Pelikan am Gesimse nieder, und sah ihn wehmüthig an, der Knab' ihn wieder; dann sprach dieser: „Ach, du getreuer Pelikan! wie freut es mich, daß ich doch ein Wesen sehe, das Mitleid hat, und mich heimsucht vor meinem Tode; denn ich bin matt zum Sterben, und habe nicht Speise noch Trank, um mein Leben zu fristen."

Wie er dieß sprach, sah er, daß der Pelikan die Flügel

auseinander schlug, und mit dem Schnabel die Brust aufritzte, so lang, bis das helle Blut daraus sprang. Der junge Knabe neigte sich an des Vogels Brust, und sog daraus begierig, bis er erquickt war, und weinte dann eine Freudenthräne, und dankte dem Himmel für diese neue Fristung seines Lebens. Da begann der Pelikan, anfangs süß und leise, dann aber zürnend immer wilder unheimlich zu singen und zu kreischen, bis er endlich in klaren Worten zur Sprache kam, und also redete:

„Du hast mein Herzblut getrunken, mein Schmerzenssohn, und hättest du mein Leben getrunken, so wär's mir lieb, damit du am Leben bliebst, denn also ist geschrieben worden: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlergehe auf Erden!" — Das haben auch deine Brüder gehört, aber die Worte drangen nicht in ihr Herz, und darum schüttle ich auf sie den Fluch von meinen Schwingen, und jeder Tropfen Blutes, der dir zum Segen ward, werde ihnen zum Fluche. Als sie mich ermorden wollten, habe ich ihnen verziehen; aber, nun sie dir nach dem Leben trachten, meinem Schmerzenskinde, werfe ich ihnen den Vaterfluch auf's Haupt."

Da klang's durch den Thurm und das Schloß, wie ein Zischen und Kreischen von hundert Stimmen, es flatterte wie von allerlei grausenhaften Gestalten, der Sturm heulte um die Zinnen des Thurms, und brach Stein um Stein, bis das Dach des alten Gemäuers zerfiel, und die schweren eisernen Gitterstangen dröhnend zersprangen, wie dürres Holz. Der Pelikan ward aber immer größer und größer, schwang sich zu dem Knaben

hinein, faßte ihn an seiner Brust, die Flügel schwangen sich wie ein ungeheuer großer Faltenmantel um Beide, und trugen sie sausend fort.

V.

Die beiden ältern Brüder standen noch vor der festen eichenen Schatzkammerthür, und rüttelten daran mit aller Gewalt. Drei Tage standen sie davor bei Tag und bei Nacht, und versuchten sie immer zu öffnen; doch war es umsonst. Nicht Hammer noch Beil vermochte sie aus den Fugen zu bringen. Die Brüder aber standen mit Ingrimm davor, ihre Augen glühten wild und starr, ihre Haare waren hoch aufgesträubt, der Mund krampfhaft verzerrt, die Wangen leichenfahl; sie hatten die drei Tage, als sie standen und rüttelten, im Eifer nnd Grimm nicht Speise noch Trank verkostet. Jetzt aber erschollს furchtbar wie ein Donner aus dem Gemach, die Thür barst in zwei Hälften und aus den offenen in die Deckel gelehnten Truhen starrte und glotzte das Gold sammt allen den Schätzen glühend und blutig sie an. Die seltsamen Gestalten, die sie früher lockend und singend erblickt hatten, hüpften auf den Goldhaufen drohend herum, alle in blutfarbenen Wämsern, und die Diamanten und Rubinen funkelten wie Blut. Die Zwerge tanzten und ballten ihnen dann die Fäuste entgegen, und hohnlachten bald, bald schienen sie auf die Beiden loszustürmen, bald war's wieder, als wär' Alles eitel Gaukelwerk und verschwunden. Draußen aber

vor dem Fenster schwebte der Vater im rothen Dämmerschein und hielt seinen jüngsten Sohn im Arm; der große Mantel schlang sich um Beide, und schien sie im Sturm zu tragen. Der Vater sprach kein Wörtlein; aber er starrte die Söhne an; — die standen regungslos, wie steinerne Bilder, die Hand vor's Auge haltend, an der Schwelle. Da flammt es mit Einemmale hell in's Gemach; — ein Blitz! — und die Beiden lagen todt an der Schwelle.

Die Abenteuer des Policinello.

Erstes Capitel.

Der gute Pierrot in seiner Jacke mit den großen weißen Knöpfen, in seinen weißen Beinkleidern und mit seinem weißen Gesicht saß an einem Kreuzweg, weinte ganz jämmerlich und klagte also: „Wehe mir! Es ist gar keine Freude auf der Welt. Mein Todfeind, Policinello, stört mir all' meine Ruhe und Behaglichkeit. Ich möchte mir gleich aus Verzweiflung den Hals abschneiden, wenn es sich mit einer Bratwurst thun ließe. Ich möchte mich dort an jenem Baum aufknüpfen, aber da könnt' ich halt gar den Schwindel oder den Schnupfen bekommen. Das beste wird sein, wenn ich mich an diesem kleinen Flaschenkeller voll Wein vergreife, den ich meinem Herrn Pantalone stipitzt habe. Die Ärzte sagen ja, daß der Wein Gift ist;

gut! ich will mich vergiften!" Und damit setzte er richtig die erste Flasche an den Mund.

„Das Gift wirkt noch nicht recht," rief er aus, als sie geleert war. „Ich muß die Dosis verdoppeln." Nachdem er die Dosis nicht blos verdoppelt, sondern doppelt verdreifacht hatte, bis es auf dem Felde und in seinem Kopfe dunkel geworden war, verfiel er in einen tiefen Schlaf, so daß die Grasmücken, welche neben ihm auf sehr zierlichen Tischen und Bänken von jungen Grashalmen eben ihre Abendmahlzeit hielten, einige Male zitternd emporfuhren und hin und her wackelten; denn er schnarchte so stark, wie ein Sturmwind. Die Grasmücken hüllten sich in die feinen Decken, welche ihnen der Altweibersommer auf seiner letzten Reise mitgebracht hatte und schliefen ein, und eine tiefnächtige Dunkelheit lagerte sich über der ganzen Gegend und nur manchmal stieß der Kiebitz seine Klagen aus; die Eule selbst, welche doch bis spät nach Mitternacht zu studieren pflegt, löschte heute die zwei glühenden Lichtstümpchen früher aus. Inzwischen träumte Pierrot, als läge er unter einem Tisch voll der duftigsten Braten, die mit den wohlschmeckendsten Trüffeln gespickt waren und köstliche Maccaroni hingen ihm gerade über seinen Lippen, bis er sie schon zu erhaschen glaubte. Inzwischen kam aber (so träumte ihm) der tückische Policinello auf beiden Höckern gekrochen, schlug dann plötzlich ein Rad, stellte sich statt auf die Beine auf seine Nase, und begann nun alle die Maccaroni zu einem dichten Netze zu verweben, in welchem sich Pierrot immer fester und fester verwickelte. Mit seiner großen Zehe zog

er stets eine über die andere langsam zu sich. Endlich war der Knoten fertig; Pierrot lag in dem Netz von Maccaroni gefangen und sein Gegner Policinello hüpfte in allerlei seltsamen Sprüngen quäckend fort, indem er bald wie eine Kreuzspinne eine Menge krummer Beine weit von sich streckte, bald wie der Paradiesvogel einen langen farbigen Schweif statt der Füße gebrauchte. Endlich war Policinello verschwunden, und indem Pierrot sich aus den Schlingen loszumachen strebte, entdeckte er plötzlich statt der Maccaroni eine Unzahl feiner Stecknadeln, welche mit den kleinen gelben Knöpfen ihm winkten und hüpfend und tanzend eine Art von Krone um sein Haupt bildeten. So träumte dem armen Pierrot; da erwachte er und getraute sich kaum aufzustehen. Als er es endlich doch wagte, entdeckte er über sich einen hellgrünen Himmel und um sich vier verschiedenfarbige Berge mit Schlössern. Auf dem ersten, einem rosenfarbenen, stand ein veilchenblaues Schloß mit saphirnen Zinnen; der zweite Berg war schwarz, und auf demselben erhob sich eine hochgelbe Burg mit blassen topasenen Thürmchen; der dritte Berg, über und über mit Futterklee überwachsen, trug ein milchweißes Schloß, welches trotz seinen erdfarbenen Ringmauern wie ein großes Wirthschaftsgebäude aussah; der vierte Berg war ganz wie von Kristall, auf dem sich ein seltsames Licht in vielfachen Rauten und Kanten spiegelte. Auf dem Berge aber stand ein gläsernes Schloß mit einer Menge scharfer Ecken.

„Ah, aber das ist kurios! Wo bin ich denn eigentlich?" rief Pierrot ein über das andere Mal staunend aus, und rieb

sich die Augen, indem er schlaftrunken über seine eigenen Füße stolperte. „Es ist wahrhaftig gut, daß ich nur träume!“ sprach er dann ganz leise, und zählte die großen runden Knöpfe an seiner Jacke, um nachzurechnen, ob er wache oder träume. Und wirklich wachte er; doch es war derselbe hellgrüne Himmel, der über seinem Haupte hing, und den er eben im Schlafe gesehen, und die vier verschiedenfarbigen Berge waren auch da mit den absonderlichen Schlössern. O, welche höchst seltsamen Verwicklungen des Zufalls!“ seufzte er, und faltete die Hände, indem er das Haupt sinken ließ, und geraume Zeit sinnend war, so daß er nicht merkte, daß neben ihm plötzlich ein stattlicher Reiter stand, bis dieser ihm auf die Schultern klopfte und ihn also anredete: „Ausgezeichnet weiser Mann, den ein gütiges Geschick in unser Land sandte, habt Ihr ersonnen, was die Trauer ende, und was den Zauber vernichte, und auflöse alle Fibern unserer Seele in verhallende Jubelseufzer?“ — „O, welche höchst seltsame Verwicklungen des Zufalls!“ seufzte Pierrot, noch ganz gedankenlos nach dieser Anrede, welche er ganz verdutzt angehört hatte. „Ich sehe, daß Ihr unser Schicksal in den Sternen les't,“ fuhr der Reiter fort. — „Ihr irrt Euch,“ erwiederte Pierrot gemächlich und seufzte nochmals: „Ich denke gerade an die schönen Maccaroni —“ „Marokkane wollt Ihr sagen,“ fiel ihm der fremde Reiter in's Wort (dessen Äußeres dem guten Pierrot höchst seltsam vorkam, denn der Cavalier war etwas magerer Leibesbeschaffenheit, trug spinnwebene Beinkleider und ein ebensolches Wams, und ritt auf einer ungeheuer großen Nachtigall, welche

seine Worte mit melancholischen Melodien begleitete) „Marokkane wollt Ihr sagen," fuhr der seltsame Reiter fort, „denn in der That so heißt unsere arme Prinzeß." — „Ach Gott! Was kümmert mich die arme Prinzeß?" erwiederte Pierrot, „es gibt auf der ganzen Welt keinen Schneider, der ärmer wäre, als meine Armuth." — „Das ist das Erbtheil des Weisen," versetzte der Cavalier." — „Ja wohl," fiel ihm Pierrot in's Wort, „selig sind die Armen am Geiste! die Reichen sind aber noch seliger."

Pierrot hatte kaum diese Worte ganz ausgesprochen, als eine unabsehbare Reihe von schwarzgekleideten Herren sich von dem rosenfarbenen Berg herabbewegte, alle mit rothgeweinten Augen und blutigen Herzen, so daß Pierrot unwillkürlich von Betrübniß mitergriffen wurde. Eine Menge naßgeweinter Sacktücher wehte matt und traurig statt der Fahnen; so arg weinten sie.

„Wehe uns, wehe uns!" seufzten die Herren mit den wunden Herzen allesammt.

„Ja wohl, wehe uns!" stöhnte Pierrot, welcher unwillkürlich von der allgemeinen Trauer ergriffen ward, und hielt seinen breiten Filzhut unter die Augen und weinte hinein. Das dauerte lange Zeit, bis endlich Pierrot, ganz müde geweint, den einen Cavalier, welcher unter dem Camisol gleichfalls ein rothes, wundes Herz trug, ganz bescheiden also ansprach: „Sehr ansehnlicher Cavalier, hochzuverehrende und hochrothe Herren! Ich möchte lieber ein Dutzend Fliegen zum Mittagsmahl

speisen, wie ein Laubfrosch, oder lieber in einem Stückfaß voll Wein untergehen, als diesen Schmerz noch einmal ertragen." Er setzte nach diesen Worten seinen Hut auf, so daß die Thränen, welche er in denselben geweint hatte, hervordrangen und ihm auf's Neue stromweise über Wangen und Nase rannen. „Meine hochrothen Herren!" fuhr er nach diesem neuen Beweis seiner Rührung fort: „Ihr bemerkt, wie ich mit meinem Schmerz auskomme; und nun habe ich die einzige Bitte an Euch, mir zu erklären, warum wir denn eigentlich allesammt so traurig sind?"

„Das soll augenblicklich geschehen!" versetzte der berittene Cavalier; „hört nun den Grund unserer Leiden." Alle traurigen Herren hatten indeß ihre thränenfeuchten Schnupftücher ausgebreitet und setzten sich auf denselben in einen Kreis um Pierrot umher. Der Sprecher aber hielt von der Nachtigall herab folgende Anrede:

„Wir sind sämmtlich Ritter eines unvergleichlichen Königs, welcher nicht nur Eigenthümer jenes rosenfarbenen Berges und veilchenblauen Schlosses, sondern auch einer höchst anmuthigen Prinzessin Tochter ist. Was sage ich! Ist!? War! muß ich sagen. Nicht wahr, meine edlen Herren?"

„War! War! das ist die Wahrheit!" sprachen die Hochrothen seufzend. „Wie es zuging, daß dieses Ist zum War wurde," fuhr der Sprecher fort, „das sollt Ihr alsogleich erfahren. — Se. Majestät, unser zärtlicher König, trägt nämlich das Herz nicht blos auf der linken Seite, sondern auch auf dem rechten Flecke, und liebt seine Prinzessin Tochter, königliche

Hoheit, mit solcher inbrünstigen Liebe, daß alle andere Liebe eigentlich nichts ist, oder auch, so zu sagen, eine mit Thränen ausgelöschte Schrift, ein Sieb gegen die Liebe, mit welcher der hohe liebende Vater die geliebte Tochter in liebevoller Liebenswürdigkeit umfängt. Diese Liebe war es, welche den Königen der drei benachbarten Berge Anlaß gab, die Liebe seiner Majestät, unsers geliebten Königs, eine Affenliebe und ihn selbst, weil sein Herz beständig in namenlosen Regungen pocht, den Herzkönig zu benennen; wonach auch wir getreue Unterthanen die Inbrunst unserer Herzen in heiligem Feuer lodern lassen. Aber auf Erden ist kein Glück beständig; denn die Liebe, und folglich auch das Glück der Liebe, gebiert stets den Haß, der Haß die Rache, die Rache aber das Unglück; also gebiert das Glück das Unglück, und das war es eben, was ich mit kurzen Worten andeuten wollte. Um aber unser Unglück vollständig zu begreifen, müßt Ihr wissen, werther Fremdling, daß am fernen Rande jenes grünen Horizonts der berühmte Wald gelegen ist, welchen man vor lauter Bäumen nicht sieht; in diesem Walde steht ein ganz aus Hirschgeweihen erbautes gothisches Schloß, und in diesem Schloß wohnt ein gewaltiger Zauberer, dessen Beschreibung Ihr mir erlassen werdet, da Ihr wahrscheinlich die Merkmale eines solchen ohnehin kennen werdet. Zu den charakteristischen Kennzeichen und Eigenschaften eines Zauberers gehört nämlich, wie Ihr wisset, eine gewisse höchst unanständige Grausamkeit, und um diese vollständig darzuthun, wandelt der Freiherr von Mond (so heißt jener Bösewicht) zum Beweis seiner

freiherrlichen Rechte, bisweilen als Hirsch, und zwar als Einundzwanzig-Ender umher, weil (nach der Meinung eines weisen Magus) sieben in einundzwanzig dreimal enthalten ist, und er alsdann die Gewalt hat, als eine dreifache böse Sieben umherzuwandeln. Will er jedoch diese mystische siebenfache Dreiheit nicht anziehen (weil er eben denkt, als einfacher Bösewicht genug zu sündigen), so wandelt er als ein menschlicher Hörnerträger umher."

Hier machte der Redner seufzend eine Pause, welche von der Nachtigall mit einem ungeheuer langen Triller ausgefüllt wurde. Nach Beendigung desselben fuhr der Cavalier also fort:

„Der Neid unserer königlichen Nachbarn, noch mehr aber das Bedürfniß nach Liebe, selbst in der Brust eines Unmenschen, welcher füglicher ein Thier genannt werden könnte, veranlaßten den Freiherrn von Mond, sich die vielgeliebte Tochter unseres angebeteten Königs, Prinzessin Marokkane, königliche Hoheit, zum Opfer seiner liebenden Grausamkeit oder vielmehr seiner grausamen Liebe zu erkiesen. Liebe forderte er! Woher aber soll Liebe stammen, wenn der Liebende nicht liebenswürdig ist? Doch, unsere königlichen Nachbarn schürten die Flamme. Der Freiherr begann an einem schönen Sommerabend, als die Sterne gerade den Schnuppen hatten, seine Wanderung zur Brautschau nach allen vier Schlössern auf diesen vier Bergen, in welchen vier Könige herrschen, von denen zu bemerken ist, daß sie vier Töchter besitzen. Zuerst gelangte er auf den Kristallberg, wo der König Carreau thront, welcher sammt seiner Tochter und allen

seinen Unterthanen das Unglück hat, von Glas zu sein. Obgleich nun diese Eigenschaft gewiß in so fern von Vortheil ist, daß alle jene Wesen die Nase nicht zu hoch tragen dürfen, aus Furcht der Hinfälligkeit und menschlicher Gebrechlichkeit; — so brachte doch die besagte gläserne Natur der Kronprinzessin den Nachtheil, daß der tyrannische Freier sie alsogleich durchschaute. Der Freiherr von Mond trat daher seine Wanderung zu jenem milchfarbenen Schlosse an, welches auf dem mit Futterklee überwachsenen Berge steht, und verlangte Audienz. Man wies ihn in einen ebenerdigen Saal, aus dem ihm so seltsame und unerwartete Anzeichen entgegendufteten, daß er schon wähnte, sich im bezeichneten Orte geirrt zu haben; — denn als er in den Audienzsaal eintrat, gewahrte er eine lange Doppelreihe von goldenen Krippen und in deren Mitte einen zierlichen Springbrunnen, von Jaspis ummauert, welcher nach jeder Seite hin seine lustigen Wasserstrahlen entsandte. Neben einer herrlichen veilchenblauen Kuh aber, welche ihres Gleichen nirgends hat, saß auf einem silbernen Schemel die holde Prinzessin mit einem diamantnen Milchzuber im Schooß, und beschäftigte sich mit dem süßen Geschäft des Rahmens. Es war ein sehr dickes Fräulein mit rothen Backen, und sah aus wie eine Schweizerin. Der Freiherr von Mond machte ihr just sein Kompliment, als ihm plötzlich ein runder, alter Herr, welcher, mit der Krone auf dem Haupte und einem landwirthschaftlichen Werkzeug in der Hand, eingetreten war, etwas lebhaft mit dem Scepter auf die Schulter tippte, und die Worte beifügte: „Guten Abend, lieber Mond!

Weiß schon, mein werther Freiherr! daß Ihr gekommen seid, um meinen prächtigen Kleewuchs und meine selbsterzeugten riesenhaften Zwergbirnen zu sehen! Na, soll mich freuen, soll mich freuen!" — „Ich weiß in der That nicht," erwiederte der Freiherr verdutzt, „was Ihr von Eurem Kleewuchs und den selbsterzeugten riesenhaften Zwergbirnen sprecht; ich komme vielmehr, Eurer werthen Prinzessin Tochter meine Aufwartung zu machen, indem ich, von der Gewalt der Liebe bezwungen, auf die Brautschau gewandert bin!" „Freut mich in der That," versetzte der alte Herr, der niemand anderer war, als der Treffle-König, „ich wette, meine Dreifelderwirthschaft wird Euch befriedigen. Ich habe also hiemit die Ehre, Euch hier sowohl meine zwanzig Stück Milchkühe als auch mein Fräulein Tochter vorzustellen." „Ich bin entzückt," rief der Freiherr von Mond verlegen, und wich dem Treffle-König gerade noch zu rechter Zeit aus, als ihm dieser ein dickes Buch übergeben wollte, worin er seine landwirthschaftlichen Bemühungen und Ausarbeitungen zur Veredlung der vaterländischen Rindviehzucht aufgezeichnet hatte. Der Freiherr von Mond war indessen den dritten Berg, den schwarzen, hinaufgestiegen, auf welchem die hochrothgelbe Burg stand, und das erste menschliche Wesen, das er sah, war ein gewaltiger Portier, der dem Zauberer die Pike entgegenstreckte. „Wer ist Er?" fragte der höfliche Pikenträger. „Schweig'! schamloser B u b e!" rief der Freiherr von Mond entrüstet, „ich bin ein Bote des Jagdjunkers von Mondschein, und möchte die Dame seines Herzens sehen." „Nur über meine Leiche geht Dein

Weg," schrie der Pikenträger; — inzwischen aber trat der König selber heraus; er war vom Kopf bis zur Ferse in eine schwarze Rüstung gekleidet, hatte ein gewaltiges Schlachtschwert an der Seite und eine lange Pike in der Hand. An seiner Seite stand die Prinzessin mit einem Köcher auf dem Rücken, woraus sie, schlau lächelnd, eben einen Pfeil nahm, dessen Spitze sie prüfte. „Was ist Euer Begehren?" fragte der König den unbekannten Freier, und die Prinzessin maß ihn mit stolzen Blicken. „Freiwerben für meinen Herrn, der im Walde haust!" antwortete der listige Freiherr von Mond. Der König aber rief hinwieder: „Sind denn nicht mehr Könige auf diesen vier Bergen? Und sind nicht alle reicher denn ich, da sie einhergehen in diamantenen Leibern, und üppige Saaten überschauen, und Herzen besitzen, wie sie sich rühmen, während mein Berg aus unfruchtbarem Basaltgestein sich erhebt, und meine Armuth in schnöden schwarzen Waffen einhergehen muß. Aber wehe Euch allen, deren Schätze ich lüstern sehe, und mit den lechzenden Blicken verschlingen möchte. Ihr aber gehet hin zu dem, der Euch sandte, und saget ihm von mir diese Botschaft: Wenn er macht, daß diese drei Könige sich wider ihren Willen wechselseitig befehden (denn ich habe, so zu sagen, eine Pique auf sie alle) erst dann und nicht eher soll es ihm erlaubt sein, bei meiner Tochter selbst anzufragen um ihren Willen."

Die Tochter des Königs aber sprach nach den Worten ihres Vaters: „Von mir saget dem Jagdjunker von Mondenschein, daß ich vorher drei Dinge sehen muß. Zuerst möchte ich nämlich

die Tochter des gläsernen Königs, welche bis jetzt in farbloser Gleichgültigkeit umherwandelt (was man dem phlegmatischen Temperament zuschreibt), vor Ärger alle Farben spielen sehen; dann wünsche ich, daß der Tochter des Treffle-Königs und ihm selbst alle Freude auf Erden verdorben würde, was sehr leicht zu erreichen wäre, wenn erstere gezwungen wäre, statt der Viehzucht Verse zu machen, was ihr die gläserne Prinzessin sehr übel nehmen würde; — endlich begehre ich, daß die Tochter des Herzkönigs, welche mir die verhaßteste von allen ist, durch ein Wesen getödtet werde, von dem sie geliebt wird, durch ein Wesen wieder zum Leben erweckt werde, das sie haßt, und ein Wesen lieben müsse, das sie verabscheut. Wenn diese drei Wünsche meiner Seele erreicht sind, dann will ich dem Jagdjunker meine Hand reichen." — „Schönste der Damen!" rief ver tyrannische Freiherr nach diesen Worten, entzückt von den Reizen der Königstochter; „schönste der Frauen! Dein Wunsch braucht Noth! und Noth kennt zwar sonst kein Gebot, aber das meine soll sie kennen." Darauf zog er einen glänzenden Ring vom Finger, schlenderte ihn im Taumel der Lust weit von sich, und rief dazu die Worte nach allen vier Winden: „Sei frei, sei frei aus dem diamantenen Ei, worin du lagst gefangen mit Bangen, Confusius! windfüßiger Geist! — Thu', wie mein Spruch es dich heißt; verwirre alles in Nebeldunst, meiner Liebsten zu Willen; denn um ihre Gunst muß ich das Begehrte erfüllen. Fliege hin und her, fliege kreuz und quer. Das Ei thue sich auf, flügle den Lauf! Du bist frei!" Als der mächtige Zauberer diesen Spruch

gethan hatte, flog es auf schillernden Fledermausflügeln im Sturmwind heran und der zwerghafte Geist Confusius schwebte über ihren Häuptern, auf einer Grille reitend, um welche sich seine aalförmigen Füßchen ringelten, eine Eierkrone trug er auf dem Köpfchen. Er rief, indem er sich im Flug, wie eine Schwalbe, beständig im selben Kreise drehte, zu dem Staunenden hinab: „Ich bin frei, ich bin frei! — Meister! Du hast es dumm vollbracht, denn keine Macht bringt mich wieder zurück in's Ei. In meinem schnellen Lauf, — sieh' her! — Deinen Ring, den Du wegwarfst, ich kleines Ding, verliebter Zauberer! ich hob ihn auf. Seitdem ich saß auf dem Thurm zu Babel, wo ich gemüthlich mit meiner Mutter, der Fabel, mein tausendjähriges Frühstück aß, freut mich nichts baß, als ohne Unterlaß zu reiten auf meinen Grillen, schwirrend und verwirrend, darum thue ich auch jetzt deinen Willen, doch nicht auf's Gebot, nein! freiwillig und ohne Noth." Nach diesen Worten verschwand der Geist Confusius und es zeigte sich nach einiger Zeit bald, daß er wirklich in Erfüllung seines Versprechens sehr thätig gewesen war. Der Freiherr von Mond aber empfahl sich höflichst und wanderte nach Hause. Als er bei dieser Gelegenheit, in Liebesgedanken an die Tochter des schwarzen Königs, auch an dem rosenfarbenen Berge und dem veilchenblauen Schlosse vorbeispazierte, dachte er, daß es sich doch auch der Mühe verlohne, den gepriesenen Gegenstand des Neides, unsere vielerwähnte Prinzessin Marokkane, flüchtig zu besehen. Wie ward ihm jedoch, als ihm beim Eintritt in das Schloß unseres geliebten Königs unser lauter

Klageruf entgegenscholl; denn sein voreilig, im Liebestaumel ausgesprochener Fluch und die Geschäftigkeit des rastlosen Geistes Confusius hatten die Unglückselige bereits getödtet. Allein was kann das einen Zauberer kümmern, der noch obendrein ein Tyrann ist?! Der Herzlose trat daher in das Schloß des Herzkönigs und in das Trauergemach, wo die todte Prinzessin Marokkane auf dem Katafalk lag. Der unglückliche Vater rang die Hände und wir trostlose Cavaliere knieten auf den seidenen Schnupftüchern rings umher. Nun aber, als der Freiherr die Todte erblickte, vom Zauberschlaf gefesselt, den er zu lösen zu ohnmächtig war, da erwachte in ihm das Mitleid, die Reue, die Liebe, ja die unwiderstehliche Gewalt der letztern hatte den Unausstehlichen so verwandelt, daß er, die Tochter des schwarzen Königs jetzt ganz vergessend, wie in wahnsinniger Liebesgluth auf die Todte hinstürzte, und ihre kalten Lippen mit heißen Küssen bedeckte. „Halt ein!" rief der König, „und entweihe nicht die todte Unschuld, deren Leben du im leichtsinnigen Taumel vernichtet hast; — lasse sie ruhen, beschienen von den traurigen Todtenkerzen der Sterne.

„Das Grab ist tief und stille
Und schauerlich sein Rand,"

begann seine Majestät hierauf mit Thränen zu deklamiren, als der Barbar die Todte mit beiden Armen aufaßte, aus dem goldenen Sarge hob, und dem weinenden Vater zurief: „Wer hemmt meine Liebe? Ich will sie besitzen und ewig vor mir sehen, wär's auch nur als Leiche, und keine Macht soll mich

daran hindern!" Hierauf that er einen mächtigen Zauberspruch, drückte die Leiche fester an seine Brust und verschwand mit ihr aus den Augen aller Anwesenden. Nun hält er also die Leiche unserer armen Prinzessin Marokkane auf seinem aus Hirschgeweihen erbauten gothischen Schloß, im innersten Gemach, das kein lebendes Wesen außer ihm betreten darf; denn auf der Schwelle hält ein großer Hirsch, ein Einundzwanzig-Ender, Wache; und im Gemache selbst wird Jeder, der hineintritt und den Zauber nicht bezwingen kann, in ein wildes Ungethüm verwandelt. Die Prinzessin Marokkane aber sitzt mitten im dunklen Saal auf einem goldigstrahlenden Stuhl mit einem Rosenkranz in den Haaren und einem Blumenstrauß am Busen, welchen der reumüthige Tyrann täglich mit seinen Thränen befeuchtet; geschmückt mit hellem Gold und funkelnden Edelsteinen, weiß und roth, wie ein Bild aus Wachs, die Lippen halb zum Sprechen aufgeschlossen, doch kalt und starr. Zu erretten aber ist sie (wie uns ein weiser Zwerg verkündete, der in dem zwischen den vier Bergen gelegenen See unter den Wellen wohnt), wenn ein unbekannter Fremdling ein muthiges weibliches Wesen in das Gemach führt, und drei Rosen aus dem Kranz ihres Hauptes herausnimmt; diese drei Rosen aber verleihen dem weiblichen Wesen zugleich die getreue Anerkennung ihres Werthes und zugleich die vollendetste Ausbildung ihrer Gestalt vor den Augen aller Welt. Und nun, werther Fremdling, den ein gütiges Geschick hierher sandte, sträubt euch nicht länger; denn wenn wir auch ein solches weibliches Wesen noch nicht gefunden haben, wie

das Orakel begehrt, so glauben wir doch, daß das Orakel sich am Ende in die Umstände finden wird, so daß wir hierüber wohl in keiner Verlegenheit sein dürften, daß ihr allein das Werk vollbringen könnt; Ihr wisset nun die Geschichte unserer Leiden."

„Dabei dürfte Einiges zu bedenken sein!" sprach Pierrot nach der langen Standrede des Cavaliers; „es ist keine Kleinigkeit, alle Anforderungen eines capriciösen Orakels zu befriedigen. Ich möchte eben so gut einen geräucherten Schweinskopf auf den Achseln tragen, oder mich mit einer Maccarone erhängen, statt des Strickes, oder statt meiner Nase eine Bratwurst über meinen Mund herabhängen haben, als eine lebendige Dame in die Gesellschaft einer todten bringen, und zuschauen, wie die erstere drei Rosen aus dem Kranze zieht, womit die zweite geschmückt ist. Was nützen mir drei Rosen? Kann ich den Geruch verdauen, oder werde ich dadurch fett, daß eine Todte lebendig wird? Kurz, ich kenne keinen Schneckenliebhaber, der weniger Lust hätte, in einem verzauberten Schneckenhäuslein Prinzessinnen zu erlösen und Mittagsmahle zu versäumen, als meine Wenigkeit."

O, vortrefflicher Mann! höchst wesier Fremdling!" seufzte nach diesen Worten mit bethränten Augen der Herzkönig, welcher indessen ganz langsam herangekommen war, — „was würdet Ihr sagen," fuhr er fort, „wenn ich Euch bäte, in meine königlichen Dienste als Vorkoster zu treten? Sollte Euch dieß Anerbieten meiner tiefgerührten Seele nicht zu bewegen im Stande sein? — O, meine Tochter! mein Kind! Wie ist doch Alles

hienieden eitel! Warum solltest du allein nicht eitel sein auf dein Gemüth und ich auf deine Zärtlichkeit? doch unerbittlich sind des Schicksals Mächte. Tochter! Tochter! siehe, wie mein Herz bricht, daß seine beiden Hälften sich in meine Thränen, wie in Mäntel hüllen."

„Ew. Majestät sind unübertrefflich im Sentimentalen," rief der eine Cavalier nach dieser Stelle aus, welche auch unserm Pierrot, dessen Herz von der Gutmütigkeit des Königs und dem Anerbieten des neuen Amtes erweicht und überredet war, folgende Worte auspreßten: „Majestät! wenn nun einmal geweint sein muß, so will auch ich es nicht sparen, mein Seel! ich denke, mein Herz sei gleichfalls zerstückt, wie eine angeschnittene Hammelskeule und meine Thränen rinnen so unmäßig, daß ich mir nicht blos einen Mantel, sondern eine ganze Livrée, aus Jacke und Beinkleidern bestehend, daraus kann anmessen lassen."

„Mein Sohn!" versetzte der König gerührt, „du mußt deinen Styl verbessern, denn die Anlage ist da, nur neigt sie sich ein wenig zu Übertreibungen. Und nun noch einmal frage ich dich, willst du das große Werk vollenden?"

„Bei meinen Thränen!" erwiederte Pierrot, und zwei Zähren so groß wie Fleckkugeln rannen aus seinen Augen; „ich bin ganz Ew. Majestät ergebenster Diener, wenn es nur mit der Bestallung des Vorkostens bei Tisch seine Richtigkeit hat."

„Gewiß!" war des Königs Antwort: „O, es ist doch tröstlich, Herzen zu finden, die uns verstehen! Mein Segen sei mit Dir!"

Inzwischen entstand auf dem Kreuzwege, auf welchem sich der Herzkönig mit seinen Cavalieren und Pierrot als neuer Würdenträger befanden, ein seltsames, verworrenes Geräusch wie von rasselnden Waffen und gemischten Stimmen, dazwischen aber hörte man Flüche und hocherhobene, gleichförmig-singend deklamirte Weisen, auch wirbelte Staub wie von Rosseshufen empor. „Wehe uns, was für ein neues Mißgeschick bricht über uns herein?" rief der Herzkönig in der Angst seines Herzens — „auf, Ihr Getreuen! schließt Euch an, vertheidigt Euern Herrscher, denn ich erkenne die Feinde, es sind die neidischen Nachbarfürsten; — erhebt Euch zu Schutz und Trutz!" — „Wir leben und sterben für unsern Herrn!" riefen die sentimentalen Ritter und suchten während dieser Worte den schleunigen Rückzug zu dem königlichen Schlosse auf dem rosenfarbenen Berge zu gewinnen, indem sie als Grund davon angaben, daß sie die Waffen zur Vertheidigung holen wollten.

Inzwischen war das Gewühl von allen Seiten herangerückt, und der erstaunte Herzkönig gewahrte Se. Majestät den Treffle-König, der seiner Prinzessin Tochter wackelnd auf den Fersen folgte, welche mit gelöstem Haar und unordentlichem Gewand unfreiwillig eine Menge Verse rezitirte, während von der andern Seite die gläserne Prinzessin herbeikam, vor Ärger alle Farben spielend; hinter jeder Dame wogte ein dichtes Gefolge von Cavalieren, welche sich wechselseitig drängten und stritten, das Feld für ihre Gebieterinnen zu behaupten. „Möchte man nicht vor Ärger zerplatzen, wenn man auch nicht von Glas wäre!" rief die

Carreau=Dame, und schlenderte mit Ingrimm ihren viereckigen gläsernen Kopfputz vom Haupte zu Boden, so daß die Kanten und Rauten desselben in tausend Splitter zersprangen, deren jeder noch im letzten Augenblick alle Farben spielte. „Ich flehe alle Götter um die süße Gabe des Liedes an, und diese meine Nebenbuhlerin ist gezwungen, den ganzen Tag Verse zu machen, während sie von nichts träumt, als von Rüben und Milch, und während sie, statt auf die Füße zu denken, keinen andern Gedanken im Kopfe trägt, als den an den Kopfsalat. — Auf! Ihr, meine Ritter! stürzt hin auf die Verwegene, ergreift die Nebenbuhlerin!"

„O, meine verehrtesten Damen!" fiel jetzt der Herzkönig zitternd und leise den Streitenden in's Wort, „wäre es denn nicht besser, wenn Eure Debatten in Frieden abgemacht würden?"

Aber in demselben Augenblick hatte ein schnellbeschwingter Bolz, von der Pique=Dame abgeschossen, indessen den rechten Fleck getroffen, auf welchem er sein Herz trug. Die Ritter der drei Damen stürmten nun von allen Seiten gegeneinander, so daß Pierrot, welcher bisher einen ruhigen, aber zugleich auch hungrigen Zuschauer abgegeben hatte, jetzt Besorgniß fühlte, statt seines neuen Amtes, als Voresser, selbst ein Voressen für den Tod zu werden. Während er jedoch darüber nachsann, hatte ihn auch bereits die Pique=Dame fest am Arme gefaßt, und ihn mit den Worten: „Ha! du bist das Werkzeug, das ich suchte! folge mir oder du stirbst!" blitzschnell aus dem Gewühl fortgezogen. Die Ritter aber kamen nun in's Handgemenge; —

immer dichter ward das Gewühl des Kampfes. Eine riesenhafte Staubwolke ließ Freund und Feind nicht mehr unterscheiden; — über Allen aber schwebte lächelnd, auf seiner Grille reitend, und mit den Fledermausflügeln unaufhörlich flatternd, der Geist Confusius.

Zweites Capitel.

In dem großen Walde, den man vor lauter Bäumen nicht sieht, wiegte sich ein seltsames Wesen in den dicken und breiten Blättern, welche aus dem wunderbar geformten Stamm eines Palmengewächses im dichten Kreis hervorwuchsen. Ein buntgestreiftes knappes Gewand umschloß einen unförmlichen, zweihöckrigen Leib, und eine ungeheure Nase blickte unter einem dreieckigen, gleichfalls buntgestreiften Hute hervor, als der Herr des Forstes, der Freiherr von Mond, von der wilden Jagd heimkehrend, das eingeschachtelte Wesen erblickte und mit folgenden Worten anredete: „Was willst du in meinem Revier? wie bist du hergekommen?" — Verzeiht!" quäckte Policinello (denn dieß war die erwähnte seltsame Gestalt), „was ich hier wollen soll, weiß ich nicht, und wie ich hiehergekommen bin, weiß ich — aufrichtig zu gestehen — auch nicht! — „Du bist ein schlauer Strick," versetzte der Freiherr. — „Ja wohl," erwiederte Policinell, „und so viel ich spüre hat die Natur aus mir einen Knoten geschlungen. Aber wie ich hiehergekommen, das reicht, so

viel ich weiß, auf Folgendes hinaus, was ich Euch erzählen will, wenn Ihr anders Lust habt, es anzuhören."

„Erzähle!" rief der Freiherr, und setzte sich, an den Stamm jener Riesenpflanze gelehnt, auf den Rasen nieder; über seinem Haupte aber machte sich's Policinello, eng zusammengeknäult, bequem. Er schien in seiner jetzigen Lage nicht so hoch wie ein Knäblein, und begann folgendermaßen von seinem Blättersitze herab zu erzählen:

„Ich bin weit von hier in einem schönen Lande geboren, wo der Himmel nicht grün, sondern blau sich über den Häuptern der Bewohner wölbt. Die Leute daselbst haben die Eigenthümlichkeit, daß sie zu Mittag vom Schlafe aufstehn, am Abend zu Mittag essen, und am Morgen ihr Abendbrod speisen. Die Geschäfte des Tages theilen sich in Essen und Schlafen, und die der Nacht in Schlafen und Essen, mit dem Unterschied, daß man bei Tage ißt, um zu schlafen, und zu Nacht schläft, um zu essen."

„Das ist ein seltsames Land!" rief der Freiherr, und blickte unglaubig zu dem Sitze des Erzählers empor, gerade in selbem Augenblicke, als der letztere mit seiner linken Hand aus einer rothgesprenkelten Zauberfrucht zwei Tropfen Saft auspreßte, so zwar, daß der Freiherr von Mond, der den Druck nicht beachtet hatte, ausrief: „Alle Wetter! mich dünkt, es will heute früh Abend werden, denn gerade fielen mir zwei Thautropfen in meine beiden Augen."

„Um die Erzählung von meiner Hieherkunft kurz zu fassen," fuhr Policinello fort, „muß ich Euch eröffnen, daß ich eines

Abends in einem großen Garten von einem ungewöhnlichen Schlaf überfallen wurde."

„Alle Hagel! mir widerfährt's eben jetzt nicht anders!" sprach der Freiherr und gähnte dabei. Policinello fuhr aber folgendermaßen fort:

Um dieses dringende Bedürfniß ungestört zu befriedigen, wußte ich kein anderes Mittel, als daß ich mich in einen großen hohlen Kürbiß setzte, welcher neben einer großen Cisterne lag. Ich knäulte mich daher zusammen, so gut ich konnte, begab mich in den Kürbiß und schloß die Augen. Nicht lange stand es an, so träumte ich ganz plötzlich, als wäre ich gefallen, tief, tief unter die Erde in ein brausendes Wasser; und ob ich mir gleich im Traum dachte: „Thor! du träumst nur!" — so war's mir doch, als fühlte ich meine Nase von einer starken Quetschung im Fall mächtig angeschwollen. „Du bist ein Narr," dachte ich mir im Traum, und im Traum kann man sich natürlich manches denken, wovon man sich sonst nichts träumen ließe. — Bald darauf war mir, als wänden sich plötzlich aus der innern Höhlung des Fruchtkernes, in dem ich lag, eine Menge grüner Händchen hervor, welche wie Fasern und wie weit entgegengestreckte Ketten aussahen und mich in meinem Schlafgemach festhielten, und bis in alle meine Glieder hineinwuchsen. Ich dachte mir wieder im Traum: „Nun, da wäre wieder ein Gimpel gefangen"; und bald darauf kam es mir vor, als würde ich in großen und weiten unterirdischen Gängen eine Menge schlanker Vögelchen gewahr, welche den Fruchtkern, in dem ich lag, mit den langen spitzigen

Schnäbeln hin und her, in die Kreuz und Quer rollten. Endlich träumte ich gar nichts mehr, und mußte also still gelegen haben, denn mittlerweile hatte, wie ich entdeckte, der Kern Wurzel geschlagen, und es war die Riesenpflanze aus der Erde gewachsen und mit dieser zugleich sah auch ich das Sonnenlicht wieder. Das aber merkte ich jedenfalls, daß ich lang geschlafen haben mochte."

Policinello blickte nach diesem Schluß seiner Erzählung auf den Freiherrn von Mond hernieder, welcher während derselben eingeschlafen war. „O, tragisches Loos!" rief Policinello aus, als er jenen sanften Schlummer bemerkte und sich zugleich über die einschläfernde Kraft jener zwei Tropfen erfreute. „Ich will nicht häßlich sein," fuhr er leiser fort, „wenn dieser Nimrod nicht der dümmste Jäger ist, der je einen Bock geschossen hat. Ich kann es zwar nicht gerade von der Brust heraussagen (denn dieses gestattet mein Höckerchen nicht), daß dieser verliebte Zauberer nicht alle fünf Sinne besitzt. Aber holla! ich will durch seine Rechnung einen Strich machen. wenn auch keinen Gedankenstrich, weil Tyrannen überhaupt keine Gedanken haben, denn sonst müßten sie bedenken, daß es bedenklich ist, verliebt zu sein. Und somit Gott befohlen, langweilige Verstellung und verstellte Langweiligkeit! Inzwischen will ich doch vor allem dieß seltsame Haus besuchen und Acht haben, ob mich dieser Talisman, dem ich die schlafbringenden Tropfen entpreßte, schirmen mag."

Indem Policinell den Fuß über die Schwelle setzte, grunzte ihm ein wohlgemästetes Schwein wehmüthig entgegen, dessen

Kopf, als ob es bei irgend einem festlichen Anlaß auf der Tafel eines Wohlschmeckers prange, drei allerliebste Rosen in der Schnauze trug.

Policinello stutzte anfangs über die unvermuthete Begegnung, tanzte aber dem seltsamen Thürhüter, so künstlich als er konnte, entgegen, drehte sich endlich eine Zeitlang auf dem rechten Bein, schlug in demselben Augenblick ein höchst zierliches Rad und entwikelte dann folgende Betrachtungen in einer Anrede:

„Verehrtes, wohlgebornes Schwein! Es ist noch immer ein bedeutender Unterschied zwischen einem klassischen Schwein und einem klassificirten Schwein; welcher Widerspruch und Abstand sich jedoch aufhebt, wenn man von dem allgemeinen Begriff „Schwein" den besondern eines Schinkens herauszieht. Was Dich betrifft, gutes, gemüthliches Schwein! so möchte ich Dich zu den klassificirten rechnen, wenn Deine Bildung mir nicht klassisch schiene. Es ist jedoch immer hiebei zu bedenken, daß ich eigentlich über Dich gar nichts denken soll, als daß Du ein Schwein bist. Und diese Beweisart wäre jedenfalls zu empfehlen, wenn es überhaupt nothwendig ist, etwas zu beweisen."

„Welche schöne Rosen!" dachte Policinello nach der Standrede, indem er die Rosen in der Schnauze des gemüthlichen Schweines betrachtete. „Mich reizen diese Rosen; es ist eine zarte Anspielung in dem Geruch einer Rose auf mein blühendes Leben und Aussehen. Ein Schwein soll sie am Ende doch nicht in der Schnauze tragen!" Mit diesem Entschluß nahte er sich, eine Pirouette tanzend, dem Schweine und griff nach den Rosen.

Betroffen fuhr er jedoch zurück, als er sich beim Griff die Finger verbrannte und nun bei genauerer Betrachtung gewahrte, daß ihn seine Sinne getäuscht haben mußten, denn das Schwein trug jetzt statt der Rosen ein flammendes rothes Herz in der Schnauze. „Willst du mich schrecken, Gaukelei?" rief er erzürnt aus; „ich zittre nicht so leicht vor Angst als vor Frost, und wenn mich auch der Talisman nicht mehr schützt, so schirmt mich meine Häßlichkeit noch immer genugsam." Mit diesen Worten ergriff er rasch das Herz, entriß es dem gemüthlichen Ungeheuer und wollte in das Innere des Palastes. Als er durch einige lichtlose Gänge gewandelt und eine Treppe auf- und niedergestiegen war, welche sich unter seinen Tritten bald hoben, bald senkten, stand er endlich vor einem schmalen Pförtchen, welches er mit aller Gewalt aufdrückte, während sich im selben Augenblick, als er durch dasselbe eintrat, die Wölbung der Thüre, welche aus Geweihen erbaut war, mit tausend Spitzen auf ihn herniedersenkte und ihn tausendfach zu durchbohren drohte, indem auch aus dem Boden tausend scharfe Geweihe emporwuchsen und von beiden Seiten gleichfals, so daß er plötzlich gefangen war. „Willst du mich schrecken, Zauberei?" rief jedoch Policinello entschlossen. „Mit nichten! Und sollt' ich im nächsten Augenblick sterben, was liegt daran? meine Nase ist unsterblich, denn sie ist länger, als je einem Verliebten eine gedreht wurde. Ich muß hinein; mich drängt eine mächtige Gewalt." Zu gleicher Zeit arbeitete er sich mit einem Druck beider Höcker hindurch, und hielt das flammende Herz in der einen Hand, in der andern seinen Talisman;

und schnell war er jetzt in den Saal getreten. In der Mitte des Saales aber, welcher von einem ganz ungewöhnlichen Glanz erhellt war (denn er hatte keine Fenster, durch welche das Tageslicht hereingedrungen wäre), saß auf einem goldenen Thronstuhl, an ein sammtnes Purpurkissen zurückgelehnt, die Prinzessin Marokkane im reichsten Gewande, eben von einem leisen Schlummer erwachend. Um ihre Brust hatte sie einen goldenen Mantel geschlungen, und ihre Hand fuhr in sanfter Bewegung gegen das geschlossene Auge, gleich als wollte sie fragen, wie sie so plötzlich erwacht sei und ob sie geträumt habe.

„Schönste Prinzessin!" sprach Policinello voll Entzücken, „ich grüße Dich in Demuth; denn Dein Antlitz ist wie das Morgenlicht, und Deine Gestalt blendet mich, gleich als blickte ich in einen flammenden Talisman."

„Weh' mir, welche Mißgestalt!" rief die Prinzessin entsetzt: „Willst Du mich tödten, Häßlichster der Sterblichen! — so thue es in Eile, wende Dich von mir."

„Es nützt nichts, wenn ich mich umdrehe, edle Prinzessin!" antwortete Policinello, „ich habe hinten einen eben so unförmlichen Höcker wie vorne und bin daher auch hinter'm Rücken nicht liebenswürdig."

„Tödte mich!" seufzte die Prinzessin, und blickte ihn, wie vom Pfeil getroffen, halb zärtlich, halb mit Widerwillen an.

„Wer spricht von Tod?" versetzte Policinello, „ich möchte wohl vergehn in süßem Liebestod, denn ich habe ja Dich gesehn, und wenn Du mich, wie billig, verachten mußt, so bin ich doch

selig gewesen, und begehre also nicht mehr zu leben. Du aber mußt blühen und leben. Drum empfange hier eine köstliche Gabe, den Talisman."

Er näherte sich der Prinzessin Marokkane, als diese mit einem Angstgeschrei ausrief: „Tritt die Schlange nicht, weh' mir, wenn sie Dich in die Ferse stäche!"

„Was sagst Du?" lispelte Policinello, in süßem Taumel schwelgend: „Wo ist die Schlange?"

„Siehst Du die schwarze Schlange nicht?" versetzte Marokkane, „wie sie heimtückisch um meinen Thron sich ringelt? Aber ihr ist widerfahren nach Rechten."

„Du machst mich staunen, holdeste Prinzessin," erwiederte Policinello, „was hat es mit dieser Schlange für eine Bewandtniß?"

„Darüber kann ich Dir nur kargen Bescheid geben," war die Antwort der Prinzessin! — „was ich weiß, beschränkt sich auf Folgendes: „Ein böser Zauberschlaf überfiel mich urplötzlich in meines Vaters Burg; es war mir, als schlösse eine gewaltsame Macht mit einemmale meine Augen, und nun zogen wunderbare Gestalten vor den Blicken meiner Seele vorüber, während ich ohnmächtig gefesselt lag und reden wollte, während ein höchst seltsames Wesen stets auf bunten Fledermausflügeln vor meinem Antlitz zu schwirren schien und mir jedes Wort vom Munde nahm, welches ich im Traume ängstlich aus der Kehle preßte. Aber vor mir wallte und webte es in allerlei Formen, die sich bald in rankende Pflanzen endeten, bald in stattlicher Schlankheit

vor meinem innern Auge hüpften, jetzt langgestreckt, jetzt eng zusammengekauert, jetzt lang, jetzt übermäßig breit, dann wieder wie zu wirbelnden Fäden unabsehbar gesponnen. Seltsam genug, daß auch Deine Züge, Fremdling! aber in edler Gestaltung, mir in mancherlei Bildern vorüberschwebten. — Nach geraumer Weile jedoch war mir's, als dämmerte der Morgen, und als sängen fröhliche Vögelein:

„Du traurig Menschenherz,
Wach' auf im Maienduft!
Um Deinen tiefen Schmerz
Webe den Blüthenduft.
Wir, die Dich wohl versteh'n,
Mögen den Schmerz nicht seh'n.
Schüttle die Flüglein frei
Im holden Mai."

„Und es war mir dabei, wie die Vöglein dieß sangen, als müßte ich zwei Schwingen entfalten und fortfliegen in die weite Welt, denn um's Herz war mir so leer und öde, wie im Kerker; da erwachte ich hier in diesem Saal, und es kam mir vor, als hätte ich (noch halb im Traum) zwei menschliche Gestalten gesehn, ein weibliches Wesen, ähnlich der neidischen Prinzessin des schwarzen Berges, und einen mir unbekannten tölpelhaften Fremdling. Als ich mir aber das Auge rieb, war es nichts als eitles Hirngespinnst und ich gewahrte nur diese schwarze Schlange, welche sich um den Thron ringelte, auf dem ich saß, und in meiner linken Brust fühlte ich einen stechenden Schmerz, und wie ich

unwillkürlich nach jener Seite griff, fühlte ich mein Herz nicht mehr pochen; — fort ist es nun, und ich habe nichts als meine namenlose Sehnsucht, die meinen armen Kopf bethört; — das ist das Begebniß mit der Schlange."

„Es ist gewiß die neidische Prinzessin gewesen," versetzte Policinello nach dieser Erzählung der Prinzessin Marokkane, „keine andere als die neidische Prinzessin des schwarzen Berges war's, welche vermuthlich bereits so viele Leute ihr Leben hindurch verschwärzte, daß sie zuletzt selbst vor Galle schwarz ward und aus Neid zur Schlange sich verkrümmte. Doch hier ist ein Talisman, den ich in meiner Wiege fand, und der schon einmal seine Kraft bewährte. Hieher, Schlange! ringle Dich zum zierlichen Halsband, Dir soll Deine Stelle werden. Du aber, schönste Prinzessin, empfange hier Dein Herz wieder, welches ich einem unwürdigen Würdeträger noch hellflammend entrissen. Verachte mich, tödte mich, doch werde ich nie aufhören, Dich zu lieben."

Er überreichte nach diesen Worten der Prinzessin Marokkane das pochende Herz, welches schnell als eine schneeweiße Taube seiner Hand entflog und unter den goldenen Mantel der Prinzessin schlüpfte. — Die Königstochter aber erhob sich von ihrem goldnen Sitz und sprach: „Herzlichen Dank für das wiedergebrachte Herz! werther Fremdling! eile mit mir zu meinem Vater, dem Herzkönig, der dich aus vollem Herzen dafür belohnen wird."

„Den süßesten Lohn vermag er mir doch nicht zu geben!"

lispelte Policinello galant. Die Prinzessin aber wandte sich und sprach für sich ganz leise: „Wenn der Fremdling nur nicht gar so häßlich wäre.“

„Laß uns im Triumphe eilen,“ rief endlich Policinello, „denn in diesem Schlosse scheint es nicht geheuer, und die Sterne sind uns günstig.“

Nach diesen Worten faßte er die zusammengeringelte Schlange mit der Linken und bot seine rechte Hand der Prinzessin, welche vom Thron herabstieg und mit ihm das Schloß verließ. Vor der Schwelle aber saß noch immer fest schlafend der Freiherr von Mond. Policinello trat vor ihn hin und hängte ihm die schwarze Schlange wie ein massives Halsband um, indem er dazu mit Salbung sprach: „Gleiches mit Gleichem! Nehmt meinen Segen zu eurer Verbindung!“

In dem Thale zwischen den vier Bergen breitet sich ein großer spiegelheller See aus, in welchem der Zwerg wohnt, der den Orakelspruch gethan hatte. In der Mitte des See's aber, auf welchem die vier Könige gewöhnlich ihre Lustfahrten unternahmen, standen vier prachtvoll verzierte Schiffe, von denen bei zweien die Mastbäume mit schwarzen Wimpeln geziert waren. Zwischen allen vier Schiffen aber waren tragbare Brücken gelegt. „Weh' mir!“ sprach der Herzkönig, der sich auf dem einen Schiffe befand, — weh' mir! Ein unglücklicher Vater ruft alle Elemente zu Zeugen seines Schmerzes auf. Ihr Wellen, Ver=

wandte meiner Thränen, warum stürmt ihr nicht im lauten Schmerz aufheulend? Du, ferne Erde, warum gibst du deine Todten nicht heraus — und reisst nur meine Klagen? Wie soll ich dich anklagen, du träge Luft, daß du nicht in Nordstürmen hinbrausest und alle Bäume des finstern Forstes entwurzelst, und alle Grundfesten des Zauberschlosses, das mein Kind umfängt, wirbelnd zusammenschleuderst? Du aber, Gluth des Blitzes, sag' an, bist du so theuer, daß der Donner dich zu sparen gedenkt in den Tagen meines Schmerzes?"

„Halt ein!" rief der schwarze König ihm von seinem Schiffe herüber; „habe ich Dir Dein Glück beneidet, so beneide ich Dich auch um Deinen Jammer. Du sollst nichts haben zum alleinigen Besitz. Komm' her, Du stolzer Nachbar, und schaue, wie ich gleichfalls leide. Auch ich habe mein Kind verloren, auch ich trage schwer, schwer an meinen Sorgen, aber es ist eine süße Bürde, da Dir die Lust benommen ist, Dich mit dem Alleinbesitz eines Schmerzes zu brüsten."

„Wer wagt es, mir dieß zu sagen?" erwiederte der Herzkönig entrüstet; — „bei allen Thränen, die auf Erden vergossen worden, warum raubst Du mir meinen Schmerz, wie mein letztes Gut? Was kann es Dich kümmern, wenn ich traure? Und die Trauer ist doch meine einzige Wonne."

Da rief der Treffle-König von seinem Schiffe aus, worauf er aus väterlicher Besorgniß seine Milchkühe mitgeführt hatte: „Sieh' her! auch ich vergehe in Schmerzen, wenn ich meine alten Kühe betrachte, welche, seitdem meine Tochter Verse macht, den

sieben magern Kühen in Egypten ähnlich werden. Ach! seitdem meine Tochter Verse macht, steht der diamantene Zuber leer, und Niemand hört meine landwirthschaftlichen Abhandlungen mehr an, wenn ich nach den Mühen des Tages mich damit beschäftigen will, zur Veredlung des Menschengeschlechts meine Ausarbeitungen über die Veredlung der vaterländischen Rindviehzucht vorzulesen! Weh' mir! Weh' mir!"

„Was sollen alle Deine Klagen gegen die meinen?" sprach endlich der Carreau-König. Was nützt mir nun meine Bemühung, die weibliche Natur zu erforschen und zu durchschauen, wenn meine Tochter jetzt alle Farben spielt? O, ihr kurzsüchtigen Thoren! Ich habe am meisten zu klagen, denn durch meine Noth leidet das ganze Menschengeschlecht, weil die Aufklärung leidet. Was nützt mich jetzt das Studium Kant's, wenn ich keine Kante im Gehirn meiner Tochter mehr, ohne geblendet zu werden, anblicken kann? Wehe! Wehe! Wehe!" —

Allmählig hatten alle vier Könige ihre Schnupftücher herausgezogen, das rosenfarbene, schwarze, grüne und durchsichtige, und weinten alle zusammen, aber jeder auf seine Manier.

Inzwischen bot sich auf dem Spiegel des See's ein seltsamer Anblick dar. In weiten Wellenfurchen schwamm nämlich eine große Muschel wie ein Wagen heran, bespannt mit einem gleichfalls schwimmenden Schwein; über der Muschel aber erhob sich ein Baldachin, der von glänzenden Korallenstangen getragen war. In der Muschel saß die Prinzessin Marokkane, lebendig und wunderschön, und zu ihren Füßen lag Policinello, dessen

Häßlichkeit neben der überaus herrlichen Anmuth der Prinzessin Marokkane noch einmal so abscheulich war. „Meine Tochter!“ rief der Herzkönig, als er sie von weitem erblickte. Trau’ ich meinen Augen? Ja! Du bist’s —“ Er wollte ihr entgegen-eilen, sein getreuer Cavalier aber hielt ihn gerade noch zur rechten Zeit zurück, indem er ihn unterthänigst erinnerte, daß das Wasser keine Balken habe. —

„Hier bin ich!“ rief Marokkane, als die Muschel ganz nahe herangekommen und sie in das Schiff ihres Vaters gestiegen war; „und hier ist auch mein Retter, dem ich mein Herz schenkte und, wenn du einwilligst, geliebter Vater, auch meine Hand!“

„Wo ist der Retter?“ fragte der Herzkönig, indem seine Augen suchend bald das gemüthliche Schwein trafen (welches zitternd sich bemühte, aus den Wellen loszukommen, und wehmüthige Töne von sich stieß), bald wieder den scheu zusammengekauerten Policinello. „Hier ist er!“ rief Marokkane und reichte dem Policinello ihre Hand. „Wie? dieses Scheusal?“ rief der Herzkönig; „eher soll er den Tod umarmen, als Dich.“ — „In der That! eher den Tod, als die Prinzessin!“ rief nun auch der Pique-König, den das Glück seines Nachbars schon gewaltig verdroß, „eher den Tod! wohlgesprochen, mein weiser Nachbar. Ehe ich meine Tochter wieder umarme, will ich von nichts wissen, als von der Rache!“ Er fällte zugleich seine Pike, und auch die andern Könige stimmten in dieses Urtheil ein; die gläserne und die ökonomische Prinzessin hohnlächelten, die Ritter aber traten heran, um den unglücklichen Policinello zu ergreifen und in die Fluthen zu

schleudern. „Was beginnt Ihr?“ rief in demselben Augenblick Marokkane, mit Löwenkraft den Geliebten umfassend. „Uns trennt Ihr nicht; er soll nicht allein sterben!“ Im selben Moment stürzte sie sich mit ihm in die Fluthen, welche Beide verschlangen. „Wehe mir! wehe mir!“ rief wehklagend der Herzkönig, „was habe ich Voreiliger gethan! So wollt' ich doch, daß ich selber nicht lebte, und daß mein Auge sich schlösse, um nie mehr den Tag zu erblicken. O, meine Tochter! mein Kind! Hätte ich Dich hier in meinen Armen, Du solltest ja die Gattin dieses Ungeheuers mit den zwei Höckern werden, welches Du in unbegreiflicher Verblendung Deinen Geliebten nanntest.“

Kaum hatte der gute König diesen Wunsch ausgesprochen, als die Wellen sich theilten, und der Zwerg emporstieg, welcher das Orakel verkündigt hatte; mit der einen Hand aber hob er einen riesigen Hirsch aus der Tiefe empor, um dessen Brust sich die schwarze Schlange wand; auf seinem Rücken saßen Marokkane und ein schöner heiterer Jüngling, gekleidet in buntes Gewand, eine von den buntesten Edelsteinen schimmernde Krone auf dem Haupte, aus welcher eine mit Schellchen behangene purpurne Mütze, wie ein kleines Thürmchen hervorragte. Als sie auf die Brücke gestiegen waren, sprach der Zwerg:

„Der Spruch des Schicksals ist vollendet; die Sühne ist vollbracht; Könige, ihr sollt befriedet werden, aber haltet selbst den Frieden. Dieser aber, den die Tiefe der Fluthen geläutert hat und den die Liebe belebte, der soll mächtiger sein, als ihr Alle auf euren fürstlichen Schlössern; denn die Liebe herrscht mit

der stärksten Gewalt und ist kräftiger als Weisheit und Waffe und Gesang. Seid, wie Ihr war't, und bleibt, wie Ihr seid!"

Nach diesen Worten sahen sich die Könige verwundert an, denn der Hirsch und das Schwein und die Schlange waren verschwunden, und Pierrot, der Freiherr von Mond, so wie die schwarze Prinzessin standen mitten unter ihnen. Pierrot erkundigte sich, ob er sein neues Amt als Voresser noch nicht bald anzutreten habe; der Freiherr von Mond aber machte der Pique-Dame sein Compliment, indem er sprach: „Schöne Schlange, wenn Ihr auch an meinem Halse hingt, so glaube ich doch, daß es besser sein dürfte, wenn wir Beide ledig bleiben. Denn hier ist Jemand, der mächtiger ist, als ich, und aus freiem Antrieb will ich das erste Beispiel geben, daß Tyrannen auch mild sein können (wenn es nämlich mit der Tyrannei nicht mehr geht) und daß Zauberer mitunter gutmüthig sind. Ich bleibe ein Hagestolz." Der Trefflekönig hatte eine große Freude, als ihn seine Tochter wieder in Prosa fragte, ob er auch ihre Kühe in der Angst seines Herzens nicht vergessen habe? Die gläserne Prinzessin setzte sich mit ihrem alten Pfleger wieder in eine Ecke des Schiffes und ließ die ganze seltsame Begebenheit im Traume noch einmal die Revue passiren. Ihr Herr Vater studierte indessen an ihrer Seite das Kant'sche System. Piquekönig und Piquedame aber stellten sich etwas abseite von den Glücklichen und schliffen Pike und Pfeil, während der Herzkönig seine Tochter und seinen neuen Schwiegersohn in die Arme schloß und sagte: „So mag ich mir es immerhin gefallen lassen. Wenn man verliebt ist und senti-

mental, so muß es auch mit Anstand sein. Doch nur eine Frage sei mir erlaubt: wie ist Euer Name, mein trefflicher Schwiegersohn?"

„Ich hieß sonst Policinello, jetzt aber heiße ich Märchenreich, und nun wollen wir in Freuden leben und tausend Jahre alt werden und aller Welt Freude machen, den Jungen und Alten, den Graden und Krummen bis an der Welt Ende."

„Das soll geschehen!" rief der Zwerg (welcher, wie es sich zeigte, niemand anders war, als der Geist Confusius) und nun erhob er sich über ihren Häuptern auf seinen bunten Fledermausflügeln und flog auf und davon.





Brosam.

I.

Der reiche Mann weiset einen armen Knaben ab.

Des Königs Vogt war ein überaus reicher Mann; der saß eines Tages mit verdrieß=lichem Gesichte an seinem Tisch, der mit Speisen und Leckerbissen aller Art reichlich besetzt war. Aber bei all seinem Reichthum schmeckte ihm Essen und Trinken nicht recht, und er nahm einen von den kostbarsten Bissen nach dem andern und reichte ihn seinem großen Fanghund, welcher zu seinen Füßen lag und ein gewaltiger Vielfraß war; denn, je mehr ihm der reiche Mann gab, um so mehr und immer mehr wollte er haben und betrug sich dabei sehr ungezogen und ungestüm. — „Du bist ein schöner Hund," sprach der reiche Mann, indem er der wilden Bestie um die Ohren kraute, „du

bist auch noch meine einzige Freude auf der Welt, denn die Menschen sind mir alle zuwider; — wenn sie freundlich sind und schmeicheln, so weiß ich schon, was das heißen soll; das soll nämlich nichts anders heißen, als: „„wir brauchen Geld, gib uns welches."" Und ich habe auch Geld"; dabei klimperte er mit Wohlbehagen in seinen Taschen mit dem vielen Gold und Silber; — ja, Gott sei Dank! ich habe Geld, ich habe mir's mühsam mit Blut und Schweiß erworben; aber eben darum habe ich gar keine Lust, auch nur einen Kreuzer davon, nur einen rothen Heller davon zu verschenken oder zu verleihen, das heißt — ohne Zinsen! Ich bin genug betrogen worden von schlechten Freunden, betrogen worden von meinem eigenen ungerathenen Sohn, der in die weite Welt gegangen ist und mir bis jetzt auch noch mit keinem Buchstaben zu wissen gemacht hat, wo er sich herumtreibt, — bin genug betrogen worden von Verwandten und Fremden, und darum hasse ich sie alle; und wenn ich Einem mit einem falschen Heller oder durch ein Rindchen schimmlichen Brodes, das für meinen Hund zu schlecht ist, vom Tode helfen könnte, so würde ich's nicht thun; gewiß und wahrhaftig nicht. — Du bist noch der einzige Treue, mein lieber Tiras!" sagte er zu seinem Fanghund, „nein, du wirst mich gewiß nie betrügen oder verrathen! — Da, Tiras! fang schön! — Und dabei warf er dem garstigen, bissigen Hunde ein großes Stück schönen Braten zu; der Tiras verschlang es mit Heißhunger, ließ aber das gute weiße Weizenbrod, welches ihm der reiche Mann gleichfalls zugeworfen hatte, unberührt am Boden liegen und

schob es, wie ein recht niederträchtiger Wohlschmecker, den man verdientermaßen ganz und gar fasten lassen sollte, mit unsaubern Tatzen von sich. —

„Schau! Schau!" sprach der reiche Mann, „wie du so heikel bist, Tiras! Nun, genire dich nicht, thu' grad so, als ob du hier der Herr im Hause wärest. Glaub's wohl, daß dir das Brod nicht schmeckt, wenn du Braten haben kannst. Ei! du bist nicht dumm, Freund Tiras!" —

Inzwischen wurde der Hund aufmerksam, spitzte die Stumpen seiner abgeschnittenen Ohren, so gut als er sie zu spitzen vermochte, hob sich aber in seiner Faulheit nicht vom Boden auf, sondern knurrte nur, mit dem Kopf halb gegen die Thüre gewendet, ganz ungezogen und vornehm, als wollte er sagen: Ich und mein Herr, wir zwei haben jetzt sehr wichtige Geschäfte, wir müssen essen und dabei wird männiglich höflichst ersucht, uns nicht zu stören, denn sonst werden wir unhöflich, ich nämlich, ich beiße, und mein Herr, der weiset den Gast zur Thüre hinaus und hinab, ohne Komplimente.

Da pochte es recht bescheiden an der Thüre; der reiche Mann sagte freilich nicht „herein", aber doch öffnete sich die Thüre ein klein wenig und demüthig sah ein Kind herein, ein schöner Knabe, der war so blaß, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen, hatte verweinte Augen und abgehärmte Wangen; die schönen goldenen Locken fielen ihm in krausen Ringeln auf die zarte Stirne herab. Er war ärmlich gekleidet, hatte ein knappes Röckchen an, das vielfach geflickt, aber sehr reinlich

ausgebürstet war, das bedeckte zur Noth seine Blöße. Der Hund knurrte lauter, als der Knabe leise das „Vater unser“ betete; der reiche Mann sah sich um, und anstatt daß er den Knaben gleich abgewiesen hätte, lachte er ihn noch obendrein aus und begleitete jede Bitte des Vaterunsers, wie es das arme Kind betete, mit bösen und freventlichen Worten. — „Gib uns heute unser tägliches Brod“, betete der Knabe; der reiche Mann lachte dabei hell-laut und sprach höhnisch: „Das soll wohl auf mich gehen, aber ich bin nicht Gott Vater, und darum kümmere ich mich nicht drum, sondern der Gott Vater, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Vögel in der Luft speiset, der mag auch dich versorgen. Hier ist nichts für dich zu kriegen. Scher' dich fort, du aufdringlicher Bettelbub'!“

Mit solchen und andern harten Worten begleitete der unbarmherzige reiche Mann die Bitte des Vater unsers, welches der arme Knabe betete; so sagte er, als er die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung“ hörte — „führe du mich nicht in Versuchung, du Bettelbub', daß ich nicht, wenn meine Geduld reißt, meinen guten Tiras auf dich hetze; denn wenn du mich nicht bald von deiner üblen Gegenwart erlösest, so thue ich's wahrhaftig!“

„O Herr! habt Erbarmen!“ sprach der Betteljunge, der sich dadurch noch nicht abweisen ließ, gar kläglich; „vergönnt mir nur so viel von der schönen Gottesgabe, als Ihr unter den Tisch werft und als selbst Euer Hund davon nicht berührt.“

„Nichts da!“ rief der reiche Mann streng und unbarmherzig — „scheer' dich fort!“

„'S ist ja aber gar nicht für mich, daß ich bettle," sprach der Knabe; „seht, 's ist so grimmig kalt draußen, und ich habe noch einen Kameraden draußen, den mir sein Vater selig auf dem Todbette anvertraut hat, einen gar lieben Kameraden, den ich auf Erden so lange betreuen muß, als er lebt; nun friert er aber gar jämmerlich und kann kaum mehr ein paar Schritte weiter gehen. Erlaubt Ihr denn gar nicht, daß ich das arme Kind in Eure warme Stube bringen darf? Vergönnt Ihr ihm denn nicht das Krümchen Brod, das Euer Hund verschmäht?"

„Ei schau, schau! das kommt ja immer besser!" schrie der reiche Mann, vor Wuth lachend; — ei! soll ich am End' noch ganze Bettlerfamilien beherbergen? Ist mein Haus eine Bettlerkneipe? Pack' dich fort! Was geht's mich an, daß dein Kamerad friert? — Ich mache nicht, daß es kalt oder warm wird draußen. Was kann ich dafür, daß ihr Beide ausgehungert seid? Ich habe keine Pflicht, euch zu speisen; ich bin kein Bettelvogt. Geht zu den Vögeln des Himmels und seht zu, ob euch die etwas von ihrem Brosam lassen."

O! wenn Ihr von Gott im Himmel Erbarmen hofft und Gnade," fuhr der arme Knabe dringend fort und ließ nicht ab zu flehen, „so beschwöre ich Euch, lieber Herr, habt Erbarmen und Mitleid; denkt Euch, mein armer Kamerad sei mit Euch blutsverwandt. Die Menschen sind ja alle Brüder!"

„Hoho!" fiel ihm der reiche Mann in's Wort; „das wär' mir eine schöne Geschichte! Da hätt' ich am Ende wohl gar für die ganze Menschheit zu sorgen und könnte dabei aus christlicher

Liebe und Milde selbst verhungern?! — Nichts da! Marsch! Und wenn dein Kamerad mein eigner Sohn wäre — und ich könnte ihn mit einem Krümchen Brod vom Hungertode retten; — ha! mein Sohn, an den will ich nun schon gar nicht denken, der war ein undankbares Kind, verließ mich und ging in die weite Welt! — 's sind nun schon gegen dreißig Jahre und darüber noch! — — Nichts da! Marsch! eher wollt' ich — ich hab's einmal geschworen — Keinem auf Erden mehr Gutes thun und damit Punktum! — Eher wollt' ich selbst betteln gehen müssen auf der Stelle, und wollte verdammt sein, selbst von keiner Seele Almosen und Brod zu bekommen, als ich einem Bettler auch nur einen Judasheller gäbe. Nun weißt du's, das habe ich mir einmal selbst zugeschworen, und dabei bleibt's, und damit noch einmal Punktum!"

„Aber um des Heilands willen," erwiederte der Knabe noch dringender als vorher; — „hört doch nur, mein Kamerad ist — — —"

Der Tiras, der immer lauter knurrte, ließ ihn nicht ausreden, und der reiche Mann, dessen Ungeduld auf's Äußerste gestiegen war, rief: „Huß, Tiras, Huß!" So hetzte er den grimmigen Hund auf den armen Knaben. „Ich will verflucht sein," rief er nochmals, „all mein Hab' und Gut zu verlieren und zu verhungern, eh' als ich einem Bettler was Liebes und Gutes erweise; denn sie haben mich allzusehr betrogen, und würden's in jedem Augenblick wieder thun, und würden mich auch abweisen, wenn ich betteln ginge."

Nun sprang der Hund mit rechter Lust hinter dem armen Knaben einher, und jagte ihn zur Thüre hinaus und die Treppe hinab und zum Hause hinaus.

II.

Von der Haushaltung des armen Mannes, der den armen Knaben aufnimmt und als Sohn behält.

Der arme Mann saß in seinem engen niedern Kämmerlein und blies in die paar Köhlchen, die er zusammengebettelt hatte, mit schwachem Athem, daß sie zu knistern begannen. Er hatte gar wenig Geräthschaften in seinem Hause, und die er hatte, die waren zwar alle sehr hinfällig, aber doch mit vielem Fleiß rein-gehalten und auf den Glanz hergestellt. Ein Stuhl aus Tan-nenholz mit einer schmalen herzförmigen Lehne, und ein Tisch auf drei Beinen, gleichfalls von sauberem Tannenholz, und ein Strohsack auf dem ebenen Boden, daneben eine Schaufel und ein kurzer dicker Hammer an einem langen Stiel, womit er, wenn es gerade Arbeit gab, die großen Steine auf den Heer-straßen zerklopfte, — und dann noch ein altes Gebetbuch, das unter einem kleinen messingenen Cruzifix lag — das war sein ganzer Hausrath.

Während der arme Mann (den es tüchtig hungerte, weil er wieder bei kaltem Wetter den ganzen Tag über Steine ge-klopft hatte) nun die Kohlen anblies, und sich in Gedanken schon recht herzlich auf sein Stück Brod freute, was er sich für

zwei Groschen gekauft hatte, und welches noch in seiner Tasche steckte; — während dieser Zeit klopfte es bescheidentlich an seiner Thüre. „Ei!" dachte sich der arme Mann, „wer kommt denn noch am Abend, um mich zu besuchen? Mich besucht sonst Keiner, denn ich bin ja arm! Vielleicht ist es ein strenger Vogt des Königs, der den Zins fordert. Der ist eigentlich erst morgen fällig; aber freilich, mit uns armen Leuten macht man nicht viele Umstände. Oder ist's vielleicht Einer, der bei mir eine Arbeit bestellt, wobei ich was Besseres verdienen kann, als die paar Groschen des Tages! — O, du lieber Gott, das wär' ein großes Glück; denn das Brod für die zwei Groschen ist so schmal, und mein Hunger so groß!" —

Er dachte dieß und das in Gedanken, und rief freundlich: „Nur immer herein!"

Da kam der arme Knabe, den der reiche Mann mit dem Hund von Haus und Hof gehetzt, und bat gar schön um ein kleines Almosen.

„O, du lieber Gott!" sprach der arme Mann darauf, „ich thät's wohl von Herzen gern; aber ich habe ja selbst keinen Pfennig."

„Ach Gott!" seufzte der Knabe sehr traurig; — „nun ist auch meine letzte Hoffnung hin und verloren, so muß denn mein armer Gesell verhungern."

„Was sagst du, gutes Bübchen?" erwiederte hastig der arme Mann; — „du hast noch einen Gesellen?"

„Ja!" sprach der Knabe mit schwerer Betrübniß, „einen

recht guten, braven Spielgesellen, der aber noch viel übler d'ran ist, als ich selbst, denn er ist noch schwächlicher als ich, und wir haben Beide drei Tage lang nichts gegessen."

„Herr Jesus!" rief der arme Mann, von Herzen erschreckt, und zog schnell sein schmales Zweigroschenbrod aus der Tasche — „da sei Gott vor, daß ihr Beide verhungert. Nimm mir's nicht übel, daß ich dir nicht mehr gebe, armes Kind; aber ein Schelm gibt halt mehr als er hat; und weiß Gott: ich habe nicht mehr, 's ist mein einziges Brod, und ihr werdet nicht sehr satt davon werden. Da, nimm es und bring' es deinem Kameraden, du gutes Bübchen; mich freut's von ganzer Seele, daß du ein treues Herz im Leibe hast. — Nun! so nimm doch das Brod; warum zögerst du denn?"

„Ja! sagt mir nur um's Himmelswillen," sprach der Knabe, indem er das Brod mit lüsternen Blicken ansah, es aber durchaus noch nicht annehmen wollte — „das ist Euer einziges Brod, guter Mann! und von was wollt denn Ihr diesen Abend satt werden, wenn ich das Brod nehme?"

„Ei!" versetzte ihm der arme Mann in aller Geschwindigkeit, indem er sich anstellte, als wollte er bös werden, — „das geht dich nichts an; nimm du nur das Brod und halt' dich nicht lange auf, sonst verschmachtet am Ende dein Kamerad. Was mich betrifft, wie gesagt, das wird sich schon finden. Nun, und wenn sich's auch nicht findet, so macht's nichts weiter aus, als daß ich nüchtern zu Bette gehe. — So geh' und nimm doch! Nimm!"

„Nun, so vergelt's Euch Gott viel tausendmal," sprach der arme Knabe, „auf Erden oder im Himmel. Wenn's der liebe Gott vielleicht bescheert, daß mein Gesell und ich noch zu Glück kommen und vielleicht Tafel halten können, dann vergessen wir Eurer gewiß nicht."

„Nun! damit hat's wohl gute Wege," erwiederte der arme Mann lachend; — „laßt Euch's nur gut schmecken. Gott weiß, ich wollt', 's wäre mehr."

Der Knabe wollte sich empfehlen, da fiel dem armen Mann plötzlich noch ein Gedanke bei und er rief den Knaben, der schon unter der Thüre stand, nochmals herbei und sprach zu ihm: „Höre doch, du guter Junge, sage mir aufrichtig, hast du denn mitsammt deinem Kameraden auch schon ein Obdach bei dem schlechten Wetter?' 's ist ja bitter kalt draußen und wird in dieser Nacht wohl noch kälter werden. — Kurzum, weißt du was? bring' deinen Gesellen herein zu mir, das wird das allergescheidteste sein; ich habe zwar nur ein Bischen Feuer auf meinem Herde, aber es reicht doch eher für uns alle Drei aus, als das Brod. — Wir müssen uns dann halt allesammt nach der Decke strecken."

„Ich danke Euch," erwiederte der Knabe; „vergelt's Gott tausendmal! Ich will jetzt geschwind meinen Kameraden hereinholen; er steht draußen vor der Thüre und friert jämmerlich."

Nun ging der treue Knabe schnell hinaus und brachte seinen armen, fast ganz verfrornen Kameraden herein. Wie der arme Mann diesen sah, von Elend und Hunger und Frost und

Müdigkeit fast schon getödtet, die Füße wundgegangen auf dem harten Eis, ein wahres Schattenbild; — da kamen ihm bittre Thränen in die Augen, und er rief voll Mitleid: „O, du guter Gott und Vater droben, ich hab' schon oft gemeint, ich sei unglücklich, — nun aber, da ich diese arme Waise sehe, fühle ich von meiner eigenen Noth gar nichts mehr. — Komm', komm', setz' dich und wärme dich; — und ich will — — — Ja so! — ich habe ja selbst kein Tröpflein Wein, um deine Kehle zu laben und deinen siechen Leib zu stärken. — Nun wart'! ich will schon zusehen, daß du doch ein paar Tropfen bekommen sollst.— Zieh' zuvor meinen Rock an, denn der deine ist zu verschlissen und zu dünn, und wart' nur ein klein wenig. Ich komme gleich wieder." — Er zerdrückte sich eine Thräne im Auge, nahm dann seinen Stuhl mit sich und ging schnell fort. Der arme Kamerad fror recht sehr und klapperte mit den Zähnen, daß es ein Jammer war. „Sei nur getrost," sprach sein getreuer Begleiter zu ihm, „Gott wird schon helfen! Aber seinen armen Kameraden hatte das Fieber gewaltig erfaßt und schüttelte ihn unbarmherzig; auch drohte die kleine Flamme am Herd bald zu erlöschen, und es war kein Splitter Holz, noch ein Köhlchen mehr am Herd zu sehen. — Unterdessen kam der arme Mann zurück und zwar ohne den Stuhl, den er mitgenommen, denn er hatte ihn in aller Geschwindigkeit verkauft und brachte für den Erlös ein Glas guten alten Wein mit für den kranken Knaben.

„Ach, was ich aber doch für einen vergeßlichen Kopf habe!" rief er unmuthig, als er wieder kam, „da hab' ich nun, wie ich

fortging, ganz vergessen, euch zu sagen, daß ihr Abendmahlzeit halten sollt, und ihr zwei Knaben thut in eurer Bescheidenheit auch nichts dergleichen. Nun, so eßt und trinkt doch und wärmt euch! — Ja so! — das Feuer ist all und aus, und da wär's eine Kunst sich zu wärmen. Na, wartet nur ein klein Bischen, wir wollen's wieder lichterloh anstecken, denn erfrieren dürft ihr mir nicht. — Herr Jesus! was ist dir denn? du hast gewiß das Fieber!?"

„Ja, lieber Mann!" sprach der treue Geselle; — „leider ist's so, und der Frost schmerzt ihn sehr. — Aber was macht Ihr denn da?"

Der arme Mann schlug mit seinem Hammer die drei Beine seines Tisches ab, legte sie auf die ersterbenden Kohlen und blies nun, was er konnte, das Feuer wieder an, das bald wieder lustig und wohlthätig leuchtete. „Setze dich doch näher an's Feuer," sprach er dann zu dem Kranken, der kein Wort zu reden vermochte vor Frost und Fieber. Der treue Geselle aber stellte dem armen Mann bedenklich vor, was er so unüberlegt gethan habe.

„Nun!" erwiederte dieser lachend, — „was weiter, als meinen Tisch zum Invaliden gemacht. Was schadet's? Ich brauche, wenn ihr's genau betrachtet, den Tisch auch just nicht so nothwendig, als ihr Beide die Wärme braucht. Nun bitt' ich euch aber, macht euch's auf meiner Streu so bequem, als es angeht, und eßt und trinkt."

„Wir wollen zuvor beten und Gott danken, daß er uns seine Gabe bescheert," versetzte der treue Geselle und nahm nun

das Brod und legte seine gefalteten Hände darauf und betete: „Lieber himmlischer Vater! wir danken dir für deine Gaben und bitten Dich, Du wollest sie segnen, denn an Deinem Segen ist Alles gelegen.“

Nun nahm er das Brod und theilte es in zwei Stücke und sagte zu seinem kranken Freund und zu dem armen Mann, sie sollten doch zulangen. „Gott bewahre,“ erwiederte ihm aber dieser, „ich bin das Hungern schon gewöhnt. Eßt nur ihr Beide allein.“

Aber der treue Geselle nöthigte ihn und sagte: „Eßt doch; ich hoffe, ihr werdet Beide satt, denn der Herr Gott möge es gesegnen, und ich bitte euch, verschüttet den Brosam nicht, denn davon muß ich noch andere Hungrige speisen.“

„Ach, geht und laßt die Schwänke,“ erwiederte ihm der arme Mann.

„Es sind keine Schwänke, was ich sage,“ meinte der treue Geselle und faßte den Brosam sorgsam und hob ihn auf. Als nun auf seine weitern dringenden Bitten der arme Mann und der kranke Knabe von dem Brode aßen, — wunderbar! da wurden sie satt von den kleinen Stücken, und der arme Mann schlug mit Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Mein Gott! was ist denn das?“

Darauf gab ihm der treue Gesell keine weitere Antwort, sondern bat ihn nur, er möge einstweilen, bis er wiederkomme, seines kranken Gesellen pflegen; denn er müsse fortgehen und mit dem Brosam noch viele Hungrige speisen. Nun versprach

ihm's der arme Mann, er wolle des kranken Knaben in Lieb' und Treue pflegen, wie seines eigenen Kindes; darauf ging der treue Geselle mit dem Brosam von hinnen und sagte beim Scheiden, er wolle wiederkommen, um sie Beide, den Kranken und den gastfreundlichen armen Mann zu holen, wenn's Zeit wäre.

III.

Des armen Mannes Aengste und Sorgen.

„Nun bin ich auf einmal Vater geworden!" sprach mit vielen Freuden der arme Mann, indem er den kranken Knaben betrachtete, der allmälig eingeschlafen war, und dachte sich: der muß wunderliche Träume haben, weil er im Schlaf seltsame Geberden macht. — „Habe mir's oft so süß gedacht," sprach der arme Mann weiter, „wie es Einem wohl zu Muth sein mag, wenn man ein liebes Kind hat, und an seinem Lager wacht — und ich spüre es jetzt auch ganz so, wie ich mir's immer dachte; — ich meine ja wahrhaftig, ich wäre, seitdem ich versprochen habe, Vater zu sein, — kein armer Mann mehr, sondern reich wie ein König, viel reicher, als des Königs Vogt, der mich eigentlich durch seine Unbarmherzigkeit und Strenge an den Bettelstab gebracht hat. O, wie viel tausendmal reicher bin ich jetzt, als der Vogt, der doch keine Freude auf der Welt hat, trotz all seinem Gut und Gold; denn ich habe ja jetzt ein Kind,

wenn auch nicht mein Fleisch und Blut, aber doch mein, denn Gott hat es mir in der höchsten Noth gegeben, und nun will ich es auch nicht lassen und pflegen treu bis in den Tod; des Königs Vogt aber, der reiche Mann, der hat kein Kind mehr, seit langer Zeit, denn sein Sohn hat ihn einst heimlich verlassen, und seitdem ist er noch viel härter und unbarmherziger geworden, der arme Mann! Verzeih' ihm's Gott! — und ich verzeih' ihm auch all seine Schuld an mir."

Der kranke Knabe seufzte und stöhnte im Schlafe; das kam wohl vom Fieber, und schnitt dem armen Mann wie ein zweischneidiges Schwert durch's Herz. Es kam ihm dabei ein Gedanke, der ihn schwer auf der Seele preßte und immer schwerer, je länger er den kranken Knaben ansah; denn dessen Wangen wurden immer bleicher und bleicher, und dem armen Mann ward dabei immer banger und banger.

„O Gott!" rief er voll Kummer und Sorge aus, — „wenn das der Tod wäre, was ihm die Wange entfärbt! — das würd' ich nicht überleben! — Wenn ich — kaum, daß mir der liebe Gott ein Kind geschenkt — es auch schon wieder verlieren müßte? — Ich thät' mir ein Leid an! — Nein! Nein! Ich mag als ein guter Christ gar nicht daran denken; — ach, das wäre ja zu hart, das Kind zu verlieren; und doch, weh' mir! — je mehr ich es anschaue, je mehr fürchte ich, daß es wirklich so kömmt, wie ich's nicht denken mag. — Und ich habe kein Geld, um den Doktor zu holen — — — und ich kann doch auch das arme Kind nicht allein lassen! — — So muß ich es sterben sehen

und kann nicht einmal Arznei kaufen! O weh! ich merk's, ich hab' es halt gar zu lieb, denn mir ist's, als stürb' ich selber. — Wenn nur sein Kamerad da wäre, daß ich ihn ausschicken könnte. — Ach Gott! wo mag er denn so lange bleiben? — Ich will doch sehen, — ich muß doch — —" Und so ging er ungeduldig, unschlüssig, was er thun sollte, in seiner kleinen Kammer hin und her und blieb bald vor dem kranken Knaben wie verzaubert stehen, den er von nun an wie sein leibliches Kind betrachtete, das ihm immer fester und fester an's Herz wuchs, — bald rannte er auch wieder nach der Thüre und schloß sie auf, um zu sehen, ob denn der treue Geselle noch nicht wiederkäme, dann wollte er hinaus und ihn holen, dann aber sah er sich wieder nach dem schlafenden Kranken um und konnte nun erst gar nicht fort; und dann war ihm recht weh zu Muth vor lauter Ängsten und Sorgen. Er glaubte, er müßte selber sterben, und wär' auch viel lieber selbst gestorben.

IV.

Wie die Vöglein auf dem Felde gespeiset werden.

Als der treue Kamerad des armen kranken Knaben auf das Brachfeld kam, so war es auch schon wie ein großer Tisch mit schönem frischen reinen Schnee wie mit weißen Linnen überzogen, daß es eine Lust anzuschauen war. Und die Vöglein des Himmels, die den ganzen Tag über gefastet hatten, kamen nun, wie sie des treuen Gesellen ansichtig wurden, von weit und breit alle

herbei, denn sie wußten es schon, daß sie der liebe Gott nicht würde verhungern lassen, weil der liebe Gott ja für Alle sorgt und sie Alle wie ein Vater betreut; er läßt keinen Sperling vom Dache fallen, ohne daß er ihm auch noch aus dem Unglück etwas Gutes erwachsen läßt, und schlug auch noch nie einen Mann, er strich ihm denn wieder ein Sälblein an. Deßhalb kamen die Vögel des Himmels alle gar fröhlich und gläubig und hoffnungsvoll zur Abendmahlzeit, hatten auch ihre Kindlein unter den warmen Flügeln mitgebracht, und die Jungen wieder ihre alten, gebrechlichen Eltern, daß jeder sein Theil bekäme.

Als nun der treue Geselle auf das Feld kam, setzten sich die Vöglein alle zu Tisch, putzten sich die Schnäbel und sangen ein Loblied zu Ehren Gottes, der sie auch im Winter nicht verschmachten ließe, sondern sie durch seinen Engel mit dem Brosamspeise vom Brod des gottesfürchtigen Armen. Denn dabei, wenn der Arme sein letztes Brod aus Mitleid theilt, ist Gottes Segen, und der vervielfältigt das letzte Bröslein, daß alle satt werden, die da zu Tische kommen. — Die Vöglein waren schon recht erfreut über die schöne Gottesgabe, die ihnen der Herr durch seinen treuen Engel auch heute wieder zukommen lassen, und sangen aus voller Brust und speisten mit vieler Sorgfalt und Treue alle ihre Lieben und Blutsverwandten. Da wurde über Tisch kein böses Wort geredet, und es war kein Zwist und keine Feindschaft; keiner stahl seinem Nachbar heimlich einen Bissen, und wurden doch Alle satt.

Der treue Geselle, nachdem er jedem sein Theil zurecht

gemessen, hob seine Blicke dankend gen Himmel, wie er sie alle so in Treue und Eintracht und Freude beisammen sitzen und schmausen sah. Sein Blick war ein Gebet, und jeder Pulsschlag seines Herzens war auch ein Gebet; er kniete nieder, faltete die Hände und sprach voll Andacht und Dankbarkeit:

„Du guter Vater dort oben! du hast doch Alles wohlgemacht; und daß du Alles so trefflich bestellt, das freut mich und labt mich bis in den Grund meiner Seele, denn das Gefühl deiner Liebe, die sich in meinem Herzen wiederspiegelt, — das macht mich selig, wie du in deiner unendlichen Güte es mir als Bedingung meiner Seligkeit in mein ganzes Wesen gelegt hast, daß ich mich über deine Weisheit und Güte von Herzen erfreuen darf. Und auch dafür danke ich dir inbrünstig, guter, väterlicher Gott im Himmel, daß du mir erlaubt hast, ein armes Kind als Schutzgeist zu begleiten auf der rauhen, dornenvollen Bahn des irdischen Lebens durch Noth und Mühsal und Elend hindurch, bis ich es hinführen darf in dein himmlisches Reich! Siehe! ich habe das arme Kind bis heute wie meinen Augapfel bewacht in brüderlicher Liebe und Treue; und werde dir die Seele rein und unbefleckt vor dein Antlitz bringen, Allvater! Allgütiger! Und auch dafür danke ich dir, daß du mich einen Gerechten hast schauen lassen in der Tiefe des Elends und freue mich, daß du ihm alles Elend, das er auf Erden bestanden, reichlich vergelten wirst in deinem himmlischen Reich. — Und auch eine Bitte hab' ich an dich, du Allerbarmer! Dem reichen Vogt, den das irdische Glück so arg verblendet hat, daß er das nicht erkennt, was du

ihm selbst als höchstes Gut zugesendet, — rechne ihm seine Sünden nicht an, denn die armen Menschen, sie fehlen ja nicht deßhalb, weil sie sich etwa am Bösen erfreuten, o nein! denn das Böse peinigt sie ja doch genug, — sie fehlen ja nur deßhalb, weil sie zuweilen wie von schlimmen Fieberträumen so befangen sind, daß sie das Licht der Sonne nicht schauen können und dann wähnen, du, Gott des Lichtes, du wohntest in der Nacht und dein Wesen sei die Nacht. Das ist nur Wahnsinn und schlimmes unseliges Siechthum; darum, du Gott des Erbarmens! vergib ihnen, und vergib auch dem armen bethörten reichen Manne!"

Nachdem der Schutzengel (denn, daß ihr's nur wißt, das und kein andrer war der treue Geselle des kranken Knaben) also zu Gott gebetet, hatten auch die Vöglein sich alle satt gespeist an dem Brosam vom gesegneten Brod des Armen, standen nun vom Tische auf und bedankten sich recht herzlich sowohl bei dem lieben Herrn und Vater droben im Himmel, dem Geber aller guten Gaben, als auch bei seinem treubesorgten heiligen Engel, der ihnen alltäglich ihr Abendmahl bestellte und austheilte.

Dann brachten die Ältern ihre Jungen und die Kinder ihre alten schwachen Ältern von der großen schönen Freitafel nach Hause in die warmen, wohlgeschützten Nestlein, und der schneeweiße Tisch blieb gedeckt bis zur andern Mahlzeit.

Der treue Schutzengel aber begab sich wieder nach der Kammer des armen Mannes, um auszurichten, was ihm aufgetragen war.

V.

Der reiche Mann kommt in's Elend und wird endlich zur Tafel geladen.

Der reiche Mann schlief nicht weit von seinen Kisten mit Gold, das er sich seit ein paar Jahren als des Königs Vogt durch allerlei Ungerechtigkeiten zusammengescharrt hatte; doch er träumte nicht von dem Gold, sondern von einem andern Schatz, den er aber verloren hatte — er träumte von seinem einzigen Sohn, der ihn vor langen Jahren heimlich verlassen hatte; — das schmerzte den reichen Mann noch immer und kam ihm im Schlaf und Wachen nicht aus dem Kopf. Dießmal (es war in der Nacht, nachdem er den treuen Gesellen und also auch den kranken Knaben so unbarmherzig und menschenfeindlich verstoßen hatte) träumte ihm wieder von seinem Sohne, und gar wunderlich kunterbuntes Zeug. Es kam ihm so vor, als sähe er seinen Sohn als einen armen Mann auf fremdem Boden sterben und verzweiflungsvoll sich nach seinem Vater umblicken; — dann kam's ihm vor, als ob ein schöner lichter Engel des Himmels am Sterbebette seines Sohnes stände und das Testament des Sterbenden empfinge und dessen kleinen unmündigen Sohn, seinen armen verwaisten Enkel. Und dann war's ihm wieder im Traume, als ob sein Enkel an seiner Thüre gepocht und gebeten hätte um ein Stücklein Brod, um nicht zu verhungern; aber der böse Tiras knurrte so laut, daß er die Stimme seines eigenen Fleisches und Blutes nicht hören konnte. Nun brannte ihm das im Traume

wie arg auf die Seele, und er empfand so namenlose Reue und so mächtige Sehnsucht, daß er mehr als einmal schwer aufstöhnte, als wollte das Herz ihm zerspringen, und meinte, er müsse gleich allen Reichthum von sich werfen, um nur leichter zu seinem Fleisch und Blut in die weite Ferne hinfliegen zu können.

Während er so träumte, stieg draußen über die hohe Vormauer seines Hauses ein Dieb, und zog einen Dietrich aus der Tasche und schloß damit behutsam und klüglich das Schloß der Thüre auf. Tiras, der an der Thüre lag, regte sich zwar, faul und verdrossen, daß ihn der ungebetene Gast im Schlafe störe, und wollte anfangen zu knurren; aber als ihm der schlaue Dieb ein schönes großes Stück Fleisch hinköderte, so ward der undankbare Hund falsch und treulos, that gar nichts dergleichen und ließ den Dieb ganz ruhig schalten und walten, als wäre er der rechtmäßige Hausherr.

Da that denn der Dieb auch, was ihm lieb war, und schaffte, während der reiche Mann schlief, einen Sack voll Gold nach dem andern aus dem Hause und übergab sie seinen Helfershelfern und Gesellen, die draußen Wache hielten. Er konnte recht nach Herzenslust schalten und stahl dem reichen Manne seinen ganzen Schatz, während dieser noch in schweren Träumen lag und nichts von Allem wußte, was um ihn geschah. Endlich aber kam es ihm im Schlafe so vor, als brenne ihm das Haus über dem Kopfe, und als wankten die Dielen krachend unter seinen Füßen; als winkte ihm wie in weiter Ferne sein Fleisch und Blut, das er verschworen im wahnsinnigen Schmerz; betäubend,

hirnverwirrend, erstickend wob es um sein Haupt, immer enger und dicker, immer heißer, — — Todesangst stieg ihm im Herzen auf, — da griff er mit den Händen, halb erwachend, halb noch schlaftrunken aus dem Bette, als wollte er den Schatten seines Sohnes erhaschen in Reue und Milde. — — Schmerzlich brannte es ihm in der Hand; da ward er vor Schrecken plötzlich ganz wach, riß die Augen auf, und sah mit Entsetzen, daß die Kerze an seinem Bett die Vorhänge angesteckt hatte, daß sein ganzes Haus in lichterlohen Flammen stand. Kaum hatte er noch Zeit und Gelegenheit, sich das nackte Leben zu retten. Doch rannte er in der Eile noch nach seinen Kisten, wo seine Schätze lagen, und suchte sie zu retten, aber umsonst; denn hatte auch der Dieb etwas drinnen übrig gelassen — die Wuth der Flamme war so arg, daß sie gewiß und wahrhaftig nichts verschont hätte. Es kam dem harten Vogt des Königs jetzt heim, daß er so oft die Stimme der Bitte nicht gehört und sein Ohr nur der Ungerechtigkeit aufgethan hatte. Unrecht Gut gedeiht nicht. Das ist gewiß.

So mußte denn jetzt der alte Mann, der noch vor wenigen Stunden so reich gewesen, barfuß und halbnackt aus seinem festen Hause fortrennen, welches in hellen, hohen Flammen stand; mußte eilen, was er konnte, damit ihn der Tod und das Verderben nicht bei jedem Schritte, den er that, zurückhielien.— Sein Hund, den er für so getreu gehalten, der war auch im Tode noch getreu, aber nicht freiwillig, sondern aus Muß; denn er lag an der Kette und konnte daher nicht entfliehen, sondern mußte

schmählich verbrennen und wurde von den Trümmern des Schuttes begraben.

Nun war also der reiche Mann plötzlich über Nacht ein splitterarmer geworden, wie das in der Welt so zu kommen pflegt. Er hatte nichts, als was er eben auf dem Leibe trug, und hatte auch gar nichts zu hoffen, als was ihm etwa die Mildthätigkeit der Leute als Almosen geben würde. Es kam ihm bitter an zu betteln, und so lang er sich auch dagegen sträubte, so mußte er es am Ende doch thun, wenn er einen Bissen Brod genießen wollte; denn er hatte von allem seinem vielen Gut und Gold jetzt keinen baaren Pfennig mehr.

Aber wo er als Bettler zu den Leuten hinkam, die er früher, da er noch Vogt gewesen, bis auf's Blut gepeinigt hatte, da gedachten ihm's die Leute alle; und wenn er anpochte und bat um ein Almosen, lachten ihn die Einen aus, und die Andern schlugen ihm die Thüre vor der Nase zu; und wieder Andere bemäntelten ihre unchristliche Rachsucht mit einem Sprüchlein, indem sie sich mitleidig anstellten, die Achseln zuckten und sprachen: „Das ist halt Sündenschuld!“

Alles das ging nun dem weiland reichen Mann nicht über den Hunger, der ihn zu plagen begann. Auch wollte ihn Niemand gerne beherbergen; sie sagten: „Er hat früher uns und unsre Freunde von Haus und Hof getrieben; nun ist's eine Strafe Gottes, daß er selber kein Obdach für sein eisgraues Haupt finden kann. Möge er jetzt nun fein ernten, wie er sich's gesät. Wie man sich bettet, so schläft man.“

Das alles nun, statt daß es seinen Menschenhaß verstärkt hätte, brachte ihn vielleicht allgemach zur Erkenntniß und Reue seiner vielen und schweren Vergehen. Er gedachte immer schmerzlicher, je tiefer er in's Elend kam, seines Sohnes, dem er einst um geringer Ursache willen geflucht hatte, und bitter leid that ihm seine große Hartherzigkeit, mit der er den armen Knaben von sich gestoßen. — „O, könnt' ich's nur wieder gut machen!" rief er ein über das andre Mal aus, „wie gern thät' ich's jetzt! Hätt' ich nur meinen Sohn wieder, wüßt' ich nur, ob ihm Gott auch Kinder geschenkt, wie wollt' ich ihn und meine Enkel in Lieb' und Treue pflegen, und wenn sie noch zehnmal elender wären, als ich jetzt bin! Aber freilich, kann denn ein Mensch noch elender sein als ich? O, hätte ich doch mein Fleisch und Blut wieder, ich wäre bei all meinem großen Elend doch viel reicher, als ich je gewesen! Und Recht haben die Menschen, wenn sie mich nicht als ihres Gleichen aufnehmen wollen, wenn sie sich meiner schämen; denn auch ich hatte sie ja alle von mir gestoßen, und lieber mit dem falschen, treulosen Hund Gemeinschaft und Brüderschaft gemacht. O! — und so will ich denn jetzt auch bei den Thieren des Waldes und den Vöglein des Himmels Quartier und Kost erbetteln; — die werden barmherziger sein."

Nun ging der reichgewesene Mann auf seiner Bettelfahrt in den Wald und begegnete zuerst dem Wolf, der eben mit Sonntagsbraten beladen nach seiner Höhle hinging. „Wollt ihr mir keine Nachtherberge in eurer Höhle vergönnen?" fragte er den Wolf — ich habe euren Vetter Tiras, den Fanghund, gar

wohl gepflegt, deßhalb solltet ihr's aus Dankbarkeit wohl thun und mich für eine Nacht in Frieden aufnehmen."

Der Wolf aber erwiederte kurzweg: „Bei mir logirt man nicht, außer in meinem Magen. Wenn ihr mir morgen zum Nachtmahl das Vergnügen schenken wollt, das heißt, wenn ihr mir das Vergnügen macht, euch zum Nachtessen von mir speisen zu lassen, so tretet ein."

Da empfahl sich der abgebrannte, obdachlose Mann und ging um ein Haus weiter. Er kam zu einem fetten Dachs, der ganz breit in seinem Quartier lag. Als er sich bei diesem anmeldete, schnauzte ihn der ziemlich grob an. — „Ich bin ein dicker, reicher Mann und werde mich in alle Ewigkeit nicht zwängen und beengen, um einem Bettelmann Herberg zu geben. Mein Wanst braucht Platz, und ich liebe das Bequeme. Auch sind mir alle Menschen fatal, so fatal wie die Hunde, und ich wollte lieber auf der Stelle dürr und mager werden, wie der Wind im April, als daß ich von meinem Vorrath da drinnen nur ein Bröcklein an so aufdringliches Bettelgesindel verschenkte!"

Da dachte der Mann an seine eigenen Worte, die er damals gesprochen, als er noch reich gewesen, und schämte sich sehr. — „Ich will mich in's Wasser stürzen," rief er endlich voll Verzweiflung, „damit all das Elend kurzweg ein Ende nimmt!" Und nun rannte er aus dem Walde heraus gegen den Strom zu. „Ja! in den Strom will ich mich stürzen!" sagte er, denn der Spiegel seiner tiefen blauen Flut zeigt mir den Himmel, wo nun gewiß mein armer Sohn wohnt, und so will ich sterbend

wähnen, ich käme wieder zu ihm.“ Wie er aber zu dem Strom kam, sah er des freundlichen Himmels Angesicht nicht drinnen gespiegelt; ernst und düster und fahl lag der Strom, denn er war zugefroren fast bis auf den Grund.

Nun hatte sein Jammer kein Maß mehr, und er schlich wie mit gebrochenen Beinen auf das nächste Feld; da war ein lustiges Leben vollauf; denn da saßen die Vöglein des Himmels an dem schönen großen schneeweiß gedeckten Tisch und aßen ihr Abendbrod. Er traute sich vor Scham nicht recht nahe hinzuzutreten; als aber die Vöglein seiner ansichtig wurden und sahen sein bleiches Gesicht, seine eingefallenen Wangen und wie er so lüstern den schönen Brosam betrachtete, da luden sie ihn ein, näher zu kommen, sich bei ihnen niederzusetzen und mit zuzugreifen; und gab ihm jedes von seinem Antheil. Er ließ sich auch nicht lange bitten und griff zu; die schmalen Bissen schmeckten ihm köstlich, wie nie sein leckerstes Mahl, und er wurde satt. Als das Mahl vorbei war, stand er mit seinen Wirthen auf, verrichtete mit ihnen aus vollem Herzen zum erstenmal nach langer Zeit wieder sein Dankgebet und dachte dabei wehmüthig an seinen Sohn.

Da kam der treue Geselle herbei, der die Vöglein auf dem Felde zu versorgen und zu verköstigen hat, nach dem Geheiß des himmlischen Vaters, und fragte ihn, „ob er satt sei?“

„Ach ja!“ erwiederte der alte Mann seufzend, „die irdische Speise, die schöne Gottesgabe, die wohl tausendfach gesegnet sein muß, hat mich schon satt gemacht; aber ich lechze noch nach

anderer Speise, ich hungere vor Sehnsucht nach meinem lang verlornen Sohn."

„Sei getrost und gutes Muthes," sprach der treue Geselle zu ihm, „und folge mir, wenn du Lust hast, zu einem bessern Gastmahl, zu dem dich mein armer Kamerad einladet, den du ungesehen sammt mir verstoßen hast." —

Dem alten Mann gingen plötzlich die Augen auf; — „Herr Jesus!" rief er voll Reue; — „weh' mir! warum hab' ich das gethan!"

„Hast du denn Lust, das Kind wiederzusehen?" fragte der treue Geselle. —

„Ach freilich!" erwiederte der alte Mann; „aber mich schmerzt es nur um so tiefer, daß ich jetzt arm bin und meine Hartherzigkeit nicht wieder gut machen kann."

„Komm' nur mit mir," sprach der treue Geselle, „wenn du keine weitern Bedenklichkeiten hast; aber merke wohl: der Weg, den wir gehen, ist rauh und finster, und du mußt nicht verzagen, wenn dir die Sinne zu vergehen drohen. Werde auch nicht schwindlich, wenn du meinst, daß dir der Boden unter den Füßen schwinde. Halte dich alsdann nur fest an mich, und wir werden sicher zum Ziele kommen."

„Nun begannen sie die Reise; dem alten Mann wurde es bang und banger, und doch auch wieder so freudig und so voll im Herzen, daß er allmälig glaubte, es müsse ihm brechen vor Übermaß der Sehnsucht, und daß er stürbe — —

„Halte dich nur fest an mich," sprach der treue Geselle und

umklammerte ihn innig, wie ein Kind seinen Vater, und schwang ihn sanft mit sich empor. —

Der Tisch war gedeckt in der duftigen grünen Laube, wo in den Zweigen heilige Lieder wehten. Das war im ewigen Leben. Da saßen nun an dem Tische mit verklärten seligen Angesichtern der arme Mann und der Sohn des reichen Mannes, der nach langen Irrfahrten in Indien endlich hier in der unvergänglichen Welt seinen Hafen gefunden hatte und um nichts betete, als daß er seinen Vater wieder schauen dürfe, der ihm einst geflucht. Auch hatte der arme Mann sich's erbeten, daß er den reichen, der ihm so lang auf Erden ein Todfeind gewesen, zu Gaste bitten dürfte, und der arme kranke Knabe, der hier für immer genesen ist, hatte mit darum gebeten. Es saß der kranke Knabe neben seinem Vater, dem Sohn des reichen Mannes, und eilte nun auf den Großvater zu, der voll Sehnsucht die Arme nach Allen ausstreckte. Da hoben sie ihn, wie er ganz übermannt zusammensinken wollte, liebreich auf, schlossen ihn fest und innig an ihre Herzen und luden ihn ein, immerdar bei ihnen zu bleiben und sich zu laben an der nie versiegenden Tafel der göttlichen Liebe und Gnade.





Storch und Eule.

I.

Wie der Storch nach Welschland reist.



er alte Storch, der sein schönes sauberes Quartier auf dem Spittelthor hatte, wiegte an einem anmuthigen Sommerabend seinen Sohn, den jungen Storch, in der zierlichen, luftigen Wiege, die er von Ephen künstlich geflochten und an dem Wetterhahn aufgehangen hatte. Der alte Storch war schon oft gewandert von Nürnberg nach Rom, allemal, wenn die Blätter anfingen gelb zu werden, und von Rom wieder nach Nürnberg, wenn der Frühling andächtig, wie ein frommer Christ, die Oelzweige und Palmkätzchen in der Petruskirche weihen ließ; der Storch, wiewohl ein sehr rechtschaffener Hausvater, wurde aber mit der Zeit etwas blöde in den Augen, denn

vor Alter und Mühseligkeiten und gar vielen Sorgen um seine Kinder, hatte er auf dem einen Auge den grünen Staar, und auf dem andern wuchs ihm ein Fell, so daß er kaum mehr gut unterscheiden konnte, was Tag und Nacht sei, und sich's von seinen Gevatterinnen, den Schwalben, immer getreulich ansagen lassen mußte, wann die Blätter gelb wurden; das war ihm, wie gesagt, nicht mehr recht deutlich, weil es ihm vor Sorgen um seine Kinder wie oft grün und gelb vor den Augen geworden war.

Nun an jenem schönen Sommertag (ich glaub' es war am Johannis-Enthauptungs-Tag), da stand er, trotz seinem Augenübel, ganz lustig und wohlgemuth vor seinem Quartier auf der Zinne des Spittelthores, schaukelte die luftige Wiege, worin sein unmündiges Söhnlein lag, in feine junge Weinblätter eingewindelt, und sang sein Kind mit folgendem Liede in den Schlaf:

„Eia Popeia! lieb' Söhnlein, schlaf' ein!
Die Sonne geht unter; grüß' Gott, Sternenschein!
Die Luft kommt von Welschland und räth nur: komm' bald,
Sonst wird's deinem Bübchen in Nürnberg zu kalt.

Eia Popeia! Bald ziehen wir aus.
In der heiligen Stadt hab' ich auch noch ein Haus,
Da kriegt mein lieb' Bübchen so viel es nur mag,
Rosinen und Mandeln vollauf alle Tag'.

Eia Popeia! schlaf' süß mein lieb' Kind!
Dein Vater ist alt und bald wird er gar blind;
Doch wenn er auch blind wird, stets über dir wacht
Ein ewiges Vateraug'. Kind, gute Nacht!"

Mit diesem Liede wiegte der alte halbblinde Storch sein Söhnlein und dachte dabei mit gar vieler Sehnsucht an die schöne heilige Stadt Rom und an den lustigen Fasching alldort, an die milden Lüfte, die für seine schwachen Augen ein wahrer Balsam waren, an die süßen Gewürze und Leckereien, an die Mandeln und Makaronen, womit er seinem herzlieben Kinde statt mit den salzigen Nürnberger Bretzeln und statt mit den Fröschen und Blindschleichen unter den Weiden an der Pegnitz füttern würde. Und doch aber, wenn er bei aller seiner Freude, in die heilige Stadt Rom zu reisen, wieder an die gastfreundliche Stadt Nürnberg gedachte, die so viele schöne Häuser hat, — so ward ihm ganz eigen schmerzlich zu Muth, daß er sie verlassen sollte, denn er war ja von Nürnberg gebürtig und ein Stadtkind vom Spittelthor; und es wird einem doch immer wehmüthig, wenn man auch zu allen Herrlichkeiten der Welt gelangen will, und soll für lange Zeit doch von der lieben Heimath fort. — „Ich will doch einmal zu meiner Muhme, der Schwalbe, nach Sankt Lorenzen hingehen," dachte der alte Storch, — „das ist eine kluge Gevatterin, und die kann mir aufrichtigen, genauen Bescheid geben, wann die Blätter am Dutzenteich wirklich gelb werden, das heißt, nicht die Nadeln im Reichswald, denn die bleiben ja gar lange grün. — Behüt' dich indessen Gott! du, mein liebes Söhnlein; ich komme bald wieder heim, wie ein ordentlicher Hausvater; denn bei Nacht lange ausbleiben, schickt sich nicht! Schlaf' sanft indessen, — ich bring' dir auch was Leckeres mit."

Nun schüttelte sich der alte Storch sehr bedächtig und bürstete sich mit Reisig den Pelz und begab sich sehr behutsam, damit er bei seinem blöden Gesicht über seine langen mageren Beine nicht stolpere, zu seiner Muhme, der Schwalbe.

Während er nun Schritt für Schritt weiter ging, sie bei St. Lorenzen heimzusuchen (er konnte den Weg blind finden, so oft war er ihn gegangen), — da kam eine Mutter mit ihrem Söhnlein zu seinem Nest, wo der Abendwind die Wiege des jungen Storches wiegte, das war die gar gelehrte und kluge Frau Eule mit ihrem verstockten Schelm von Sohn, dem durchaus nichts in den Kopf wollte, und das ging seiner Frau Mutter, die sich der Ungelahrtheit ihres Bengels sehr schämte, gar bitterlich zu Herzen; denn sie hatte ihn doch von Grund des Herzens lieb, mehr als es der Schelm verdiente. — „In deiner Heimath wirst du nun einmal nichts lernen!" sprach sie zu ihrem Sohne, „du mißrathenes Kind; — wenn du ewig hier bleibst, so machst du mir nichts als Schande und Verdruß durch deine Ungeschlachtheit und durch dein muffiges Wesen. Das heißt: du weißt zwar viel mehr als alle deine leichtsinnigen Bekannten und Vettern, und hast freilich durch meinen Unterricht Alles studirt und auswendig gelernt, was in dieser ungelehrten Stadt zu finden ist; aber doch mußt du, um deine Kenntnisse zu erweitern und Politur zu kriegen, gelehrte Reisen machen nach gelehrten Ländern. Du mußt nach Italien gehen und dort in den alten Trümmern herumstudiren. Ich will dir einen Gruß an meine Frau Base, die Kirchenmaus in der großen Rotunda, mitgeben,

die soll deine Hofmeisterin sein und dich überall hinführen, wo es etwas zu sehen und zu studiren gibt. Und damit dir die Reise wohlfeiler kömmt, und du in Gesellschaft gehest, so mußt du sie anstatt des jungen Storches hier mitmachen; der alte ist blödsichtig und wird dich wohl für seinen Sohn halten; den jungen da will ich einstweilen in meiner Einsiedelei bei mir behalten, bis du wiederkömmst. Du mußt dich, um als Storch zu gelten, eben nur besonders befleißigen, deinen Kopf nicht so zwischen die Schultern zu stecken, wie ich, sondern fein vorwitzig hoch zu tragen, und mußt auch deine Stimme höher und spitziger herauslassen, nicht so rauh, wie die meinige; dann werden sie dich wohl für einen Storch halten, und du kannst was Erkleckliches lernen, und ich werde, wenn du wiederkommst, meine Freude d'ran haben, wie viel klüger du geworden bist. Nun leb' wohl und versäume keine Gelegenheit zum Studiren."

„Ich danke schön, Frau Mutter! erwiederte der Kauz sehr verdrießlich, — „es ist mir nur fatal, daß ich die Strapazen einer so langen Reise aushalten muß. Frau Mutter! ich verspüre einen Hang in mir, lieber hier zu bleiben, damit ich mich mit dem Wandern nicht zu bemühen brauche."

„O, du fauler Kauz!" versetzte ihm die Frau Eule zürnend, „du sollst aber nun 'mal reisen, damit du was Tüchtiges lernst, sonst wird mein Lebtage nichts Tüchtiges aus dir. — Habe übrigens keine Sorge; denn wenn du dich nur recht geschickt als einen jungen Storch anstellst, so wird dich der blinde Alte so viel tragen und hätscheln, als es angeht, denn er liebt nichts auf der

Welt so sehr als sein Kind. Nun mache deine Sachen klug und säuberlich. Lebe wohl, hoffnungsvoller Kauz, und werde in Italien eine Stütze der Kunst und Wissenschaft."

Während dieser Worte nahm die Eule den schlafenden jungen Storch behutsam aus seiner Wiege heraus, und legte ihren tölpischen Kauz hinein, den sie gar sorgsam in die Windeln von grünem Reblaub einwickelte, daß man ihn nicht kennen sollte. Dann begab sie sich eilig mit dem jungen Storch nach Hause und in den dunkeln Wald, wo sie bei Nacht gar eifrig in geheimen Wissenschaften studirte. —

„Grüß dich Gott!" sprach der alte Storch, als er von seinem Besuch bei der Muhme Schwalbe wiederkam, — „grüß dich Gott! und freue dich, mein herzliebes Kind! Ich hab's von der Muhme: am künftigen Frauentag, zu Mariä Geburt, gehen wir nach Welschland; nun, mein Kind! wenn du den schönen ewig blauen Himmel dort wirst sehen, und die goldene Sonne, die in Welschland gar nie mit einem Schleier auf die Straße geht, wie zuweilen hier, wo du geboren bist — ach! der schöne Himmel, ach! die helle Sonne, — die ich freilich nicht mehr sehen werde, — — nun, du wirst Augen machen!"

Wie der alte blinde Storch mit so viel Freude von der lieben Sonne sprach, da wurde aber der junge Kauz im Nest ganz unwillig und krähte abscheulich, denn er hatte von seiner Mutter, der Frau Eule, gelernt, die Sonne sei durchaus widerwärtig und die Nacht allein der wahre Tag.

„Warum wimmerst du denn so abscheulich?" fragte der

arglose Storch ganz besorgt. „Hungert dich etwa? Schau'! ich habe dir noch ein schönes Weißbrödchen mitgebracht! Hast du Hunger?" —

Der junge Kanz schnappte statt der Antwort sehr begierig nach dem Weißbrödchen und verschlang es murrend. „Du bist aber heute recht unartig," sprach der alte Storch; „sonst hast du des Nachts keinen Appetit, wenn du schläfst."

„Ich habe immer Appetit," erwiederte, eines jungen Storches Stimme nachahmend, der Kanz, „und im Schlaf am meisten."

Nun, als der Frauentag Mariä Geburt kam, das war ein gar freundlicher lieblicher Morgen; — ach! und dem alten Storch wurde das Herz so schwer, daß er von Nürnberg wirklich fort müsse, als sollte er sein liebstes Kleinod, sein Leben selbst, allda zurücklassen. „Ach!" sprach er dann, „bin ich nicht aber ein thörichter Alter!? — Mir ist ja so zu Muth, als müßt' ich dich, mein Söhnlein, hier zurücklassen! und du gehst ja doch mit. — Nun! Gott behüt' dich treu, mein altes Haus, vor Noth und Graus und Schelmerei. Gott behüte dich, du sauberes Nest! der Herr Gott walt'! Er thut das Best'."

Und nun kamen die Vettern und Basen alle, reisefertig, mit kleinen Bündeln auf dem Rücken, und weinten sehr (obwohl sie sich auf Welschland freuten), daß sie das schöne alte Nürnberg verlassen mußten, und befahlen ihre Häuser und Wiegen allesammt dem lieben Gott und treuen Menschen, sie vor Unglimpf und Muthwillen und allem Schaden zu bewahren. Als

sie das Morgenlied zur Reise in frommem Gesang anstimmen wollten, standen unten am Spittelthor, bei dem sie sich versammelt hatten, des Thorwärters zwei Kinder, der kleine Sebald und seine Schwester Antonie, und weinten bitterlich, daß nun die treuen Schwalben und Störche fortzögen in die Fremde. Das sahen die Schwalben und trösteten sie, und der alte blinde Storch sagte: „Seid nur getrost! Wir kommen ja nach Ostern wieder und bringen euch von Welschland ein schönes Geschenk mit; ich bin freilich schwach an Augen und kann nichts aufsuchen für euch; aber mein Sohn, der bis dahin gewachsen sein wird, der soll mit frischen Augen das Schönste und Beste für euch auswählen; das bringen wir euch dann mit. Und nun machten sich die Schwalben und der Storch auf die Reise, indem sie das Lied anstimmten:

„Adje! Adje! Adje!
Scheiden, ja! Scheiden thut weh'!
Thut weh'!
Wir wallfahrten jetzt nach dem heiligen Rom,
Zu Weihnachten sind wir am Petersdom;
Das ist unser Wähnen
Und Sehnen.

Adje! Adje! Adje!
Scheiden, ja! Scheiden thut weh'!
Thut weh'!
Doch der liebe Gott, der waltet das Best';
So kommen wir wieder nach Osterfest,
Mit Segen auf Wegen
Und Stegen."

II.

Wie es dem jungen Storch ergeht.

„O weh! was für ein trauriges Leben muß ich jetzt führen in dem finstern Wald, wo mich so bitterlich friert, daß mir alle Glieder knacken und klappern! Und dieser traurige Kerker, in dem ich eingefangen bin, dieser modernde hohle Baum, wo ich Tag und Nacht Dinge lernen und anhören soll, von denen keines in meinen armen Kopf hinein will! Nein, es ist nicht zum Aushalten! Ach! ich möchte so gern den schönen blauen Himmel nur ein einziges Mal, nur so ein klein bischen wiedersehen, wie würde mich das freuen! Aber, o Gott! ich darf ja nicht! darf nur zu Nacht bisweilen heraus; und dann seh' ich nicht einmal die freundlichen Sternlein, die ich im warmen Sommer so hell flimmern sah; das ist nun ein wahrer Jammer! und noch dazu obendrein die vielen rauhen und ungeschliffenen Worte, die ich von meiner Pflegmutter hören muß. Ach! ich kann's immer noch nicht recht glauben, daß mein Vater, der doch immer so mild und gut war, mich wirklich und in Wahrheit der häßlichen dicken alten Eule zur Bildung und Erziehung anvertraut habe, wie sie mir an jedem Tage wenigstens zwanzig Mal versichert, wenn sie mir all das Liebe und Gute vorrechnet, was sie mir erweist. Ja! schön Liebes und Gutes! daß ich so erbärmlich frieren muß, was mich gewiß noch unter die Erde bringen wird. O weh! was für ein Sturm durch den Wald heult, daß die Eiszacken von

den Bäumen fallen! Die Bäume selbst sind freilich noch grün, aber — ich weiß nicht — mir bangt heimlich vor diesem Grün, das so dunkel und traurig ist. Ich halt' es nicht aus, ich sterbe wahrhaftig in diesem kalten nächtlichen Hause, wohin mich mein Vater in die Kost gegeben!"

So jammerte der junge Storch während einer bitterkalten Novembernacht in dem hohlen Baume, worin er bei der Eule lebte. Die Hausfrau selbst, die beinahe in jeder Nacht ausflog, war auch dießmal nicht zu Hause. Da kam dem jungen Storch der Gedanke: „Ei! wenn deine Hausfrau bei Nacht aus dem Hause geht — warum solltest du selbst, wenn du nur willst, denn nicht auch fort und auf und davon gehen können? — Es muß doch überall in der weiten Welt freundlicher sein, als allhier?" — Aber dann wurde ihm wieder gleich ganz trostlos zu Muthe; denn er fühlte, daß seine Beine von dem langen Stubenhocken ganz kraftlos waren, und auch im Kopfe wurde es ihm ganz wirblich und vor den Augen ganz trüb; denn, dachte er, wenn ich mich auch heimlich auf und davon mache aus dem kalten unfreundlichen Hause, so weiß ich dann ja noch immer nicht Weg und Steg, nicht woaus und woein. — Aber es wühlte ihm eben eine große Sehnsucht im Herzen, er wußte selber nicht, wonach; er dachte viel an seinen alten blinden Vater und an das schöne Haus und an die anmuthige Wiege, worin er gelegen auf der Zinne des Spittelthores in Nürnberg. Nun dachte er sich freilich die Stadt Nürnberg meilenweit fern, oder wohl gar dort, wo die Welt mit Brettern verschlagen ist und ein Ende hat. —

Während dessen war die Hausfrau, die kluge Eule, mit einem gar verdrießlichen Gesichte nach Hause gekommen und sprach sehr unfreundlich zu dem jungen Storch: „Du vernagelter Geselle! was schaffst du hier? ich lese dir's von den Augen ab, daß du wieder allerlei Böses im Schilde führst!"

Da erschrak der junge Storch gar sehr, indem er sich dachte: „Ei, ei, ei, was doch die gelehrte Hausfrau so schnell mein unlauteres Gewissen merkt! Weh' mir! wenn sie in meinem Kopfe gelesen hat, daß ich gar zu gerne aus diesem traurigen Aufenthalt auf und davon ginge; — o je, wenn sie das errathen hat, dann kerkert sie mich gewiß noch viel strenger und unbarmherziger ein, als sie es bisher schon gethan hat." — Mit Zittern und Zagen sprach er dann leise zur Eule: „Aber wie ist es denn nur möglich, gestrenge Frau! daß ihr bei so rabenfinstrer Nacht lesen könnt, und noch obendrein in meinen kleinen Augen? Verzeihet, ich bitte euch gar schönstens." —

„Schweig', du ungelehriger Tropf!" unterbrach ihn die Eule, „und merke wohl auf, was ich dir auftragen werde. Um klug zu werden, bist du viel zu dumm." —

„Ist das Alles, was ich mir merken soll?" unterbrach sie der junge Storch, „nun, das will ich schnell behalten."

„Du bist ein wahrer Eulenspiegel!" erwiederte die Eule, „das ist nicht Alles, das ist blos die Einleitung; die Hauptsache besteht darin, daß du von nun an (weil hauptsächlich durch deine Gefräßigkeit mein ganzer Wintervorrath aufgezehrt ist, und ich im Walde keine Nahrung für uns Beide auffinden kann —) daß

du also von nun an jeden Tag hinausgehen mußt in die Welt, das heißt, in die alte Stadt Nürnberg, um Brod und Käse für uns zu holen."

„Nach Nürnberg, in die alte schöne Stadt?" unterbrach sie der Storch; — die Eule aber erwiederte verdrießlich: „Nun freilich! was gibt's da noch lange zu fragen? oder meinst du vielleicht, ich sollte, um dich zu füttern, meine gelehrten Betrachtungen in geheimen Wissenschaften unterbrechen?" —

„Ja, aber, gestrenge Frau," begann der junge Storch auf's Neue — „Nürnberg liegt wohl recht weit, so daß ich am Ende jeden Tag wochenlang gehen müßte, um Brod und Käse zu kaufen?! Prost'st Mahlzeit! — Das scheint mir ein schönes Geschäft, d'rauf abgesehen, daß ich mir meine stattlichen langen Beine dran kurz laufen soll. —"

„Hans Narr!" rief die Eule unwillig, „hast du denn keine Flügel? und dann — ja, so geht's, wenn man nicht gelahrt ist. Nürnberg liegt ja kaum eine Stunde Wegs von hier!" —

„Was?" schrie der Storch freudig; „das ist ja prächtig! Und freilich: ja, mein Seel! ich hab auch ein Paar tüchtige Flügel. Nun, gebt Geld her, Hausfrau, damit ich Brod und Käse kaufen kann."

„Warum nicht gar! Geld? Kaufen?" erwiederte die Eule. Höre 'mal, ich glaube, du bist nicht recht gescheidt; es ist nicht davon die Rede, daß du Brod und Käse *kaufen* sollst, es handelt sich darum: — du mußt — du sollst — und kurz mit einem Wort: du mußt es *stehlen*." —

„Stehlen? ja, was ist denn das?“ fragte der Storch.

„O, du Einfaltspinsel!“ erwiederte die Eule, „da merkt man's gleich, daß du noch gar nichts gelernt hast. Stehlen, das heißt: wohlfeil kaufen; da handelt man nicht lang, sondern macht blos lange Finger, und mir nichts, dir nichts, auf hui und pfui, steckt man die Waare hübsch unter die Flügel und empfiehlt sich nicht, sondern geht geschwind auf und davon!“

„Aha!“ sprach der junge Storch, „jetzt versteh' ichs, aber — mit Verlaub! — mir, in meinen dummen Gedanken, mir kommt halt das Stehlen wie eine verbotene, abscheuliche Spitzbüberei vor; doch, ich will mein Glück probiren. Aber wie finde ich denn aus dem Wald heraus? ohne Laterne und ohne Sonne, Mond und Sterne?“ —

„Hättest du so gute Augen, wie ich,“ versetzte die Eule, „so würdest du bei Nacht keine Laterne brauchen; aber ich will dir einen alten Käfer mit einem Span Faulholz mitgeben, der soll dich begleiten und dir damit leuchten. Und dann nimm dir auch etwelche von diesen bunten Steinen mit, die lasse unterwegs von Zeit zu Zeit fallen, damit du dich bei der Zurückkunft wieder zurechtfinden kannst. Nun gehe, bestelle deine Sachen fein klug, siehe zu, daß dich Keiner bemerkt, und bringe mir einen guten Mundvorrath nach Hause.“

„Empfehle mich schönstens, gestrenge Hausfrau,“ erwiederte der Storch, indem er einen Kratzfuß machte, und huschte aus dem hohlen Baum recht seelenvergnügt heraus. Der alte Käfer ging mit dem Span Faulholz vor ihm her und leuchtete; der

junge Storch machte sich mit den bunten Steinen, welche ihm die Eule mitgegeben hatte, ein ganzes Vergnügen und achtete nicht sehr darauf, als ihm die Eule, die ihm mit Brillen auf der Nase besorgt nachsah, ängstlich zurief: „Vergiß nicht beim Nachhausgehn die Steine wieder aufzulesen; denn es sind ja lauter Edelsteine, Karfunkeln, du Haus-Narr!" Aber, wie gesagt, der junge Storch kehrte sich nicht viel daran, sondern warf ganz lustig die Edelsteine bald rechts, bald links, und fing sie dann mit den Beinen wieder auf, und trieb so sein Kurzweil damit. Endlich kamen sie weiter, der Storch und der alte Käfer, an den Saum des Waldes; da brummte der alte Käfer und machte linksum und schlich wieder nach Hause. Dem Storch aber, als er wieder nach langer Zeit den schönen freien Gotteshimmel über sich sah — und vor sich offenes Feld, und droben den hellen Mond, der sich eben anschickte, vor dem goldenen Morgen Reißaus zu nehmen — und auf der Erde die schöne alte Stadt Nürnberg, mit ihren vielen Thürmen und Thoren, — dem Storch wurde es dabei ganz wunderlich zu Muthe; es war ihm, als müßte er die Flügel ausspreiten, um ihre Schwingkraft zu probiren, und wie er dieß that, so bemerkte er auch gleich, daß sie ihn über der Erde höben und trügen. Das freute ihn nun unbeschreiblich; denn es kam ihm vor, als ob er wieder, wie vormals, in einer lustigen Wiege geschaukelt würde; er probirte es nochmal und wieder einmal, und immer ging's besser; — da wußte er vor Freude nicht mehr, was er anstellen sollte, er fühlte die bittere Kälte gar nicht mehr, die ihn doch im Walde, im finstern Hause der Frau

Eule, so arg geschmerzt hatte, und hob sich nun von der Erde auf, schlug einen Purzelbaum über den andern und geberdete sich recht ausgelassen. Dabei fiel ihm ein altes Lied ein, das er, als er noch über'm Spittelthor in der Wiege lag, wie oft von reisenden Handwerksburschen gehört hatte, die am frühen Morgen zum Thor herauszogen; das sang er nun auch jetzt:

„Juheissa! ich habe mein Bündel geschnürt,
Wie's einem jungen Gesellen gebührt;
Wohlauf in die Welt, in die Kreuz und die Quer!
Die Stubenhockerei gefällt mir nicht mehr.
Ich will mein Glück probiren,
Marschiren!! —

Behüt' dich Gott viel tausendmal, du finstrer Wald!
Jetzt siehst du mich noch und nicht mehr so bald; —
Meine Beine, die sind gar stattlich und lang,
Drum kann ich auch gehen meinen ordentlichen Gang:
Drum will ich mein Glück auch probiren,
Marschiren!! —

Und für was scheint denn die liebe Sonne so schön,
Als daß man kann auf die Wanderschaft gehn?
Frau Sonne geht selbst ohne Unterlaß,
Drum wollen wir gehen zusammen fürbaß,
Und woll'n unser Glück probiren,
Marschiren!! —"

Mit diesem Lied war der junge Storch immer weiter gekommen und endlich, da schon der Morgen völlig über den

Gesichtskreis heraufgestiegen, auch bis an's Spittelthor der schönen alten Stadt Nürnberg. Das war nun kaum aufgeschlossen worden, so schritt auch der Storch ganz lustig, aber dabei doch sehr gravitätisch hindurch, und war recht guter Dinge, als ihm plötzlich der Thorwärter den Paß versperrte, und ihn schlaftrunken also anrief: „Heda! den Thorpfennig, guter Freund!"

„Was, Thorpfennig!" erwiederte der Storch, „seid Ihr so ein Thor, daß Ihr meint, ich hätte einen Pfennig Geld bei mir? Gott bewahre! nicht einmal Nägel an den Stiefeln, geschweige erst Kupfer oder gar ein andres edles Metall im Sacke. Wenn Ihr Kupfer wollt, so greift Euch nur getrost an Eure eigene Nase, da habt Ihr schon genug dran. Ich gehe fechten und denke in dieser edlen Kunst noch Meister zu werden. Also, wenn Ihr mir einen Thorpfennig geben wollt, — her damit! — aber von mir — ja, schaut, da kriegt Ihr nichts!"

„Der Kerl ist grob," brummte der verschlafene Thorwächter. „Wenn Er kein Geld hat, so heißt's: marsch! linksum kehrt euch! — Kann Er nicht lesen?"

„Nein," erwiederte der Storch, „lesen kann ich nicht!"

„Nun!" fuhr der Thorwärter fort, „so lese Er, was da auf dem Thore geschrieben steht: „„Das Betteln oder Fechten ist verboten."" Weiß Er's jetzt? Nun, wenn Er kein Geld hat, so halt' Er mich nicht auf und gehe Er seine Wege wieder zurück; — was will Er denn noch?" —

„Ja, sehet" — antwortete der Storch, „ich habe noch einen

wichtigen Auftrag zu bestellen; wißt! ich muß nämlich in die Stadt hinein, um Brod und Käse zu stehlen."

„Was? stehlen?" eiferte der Thorwärter, „nun, das nenne ich doch Unverschämtheit! Heda! Leute! Wache! Hunde! faßt mir den Kerl da an! Feuer! Diebe! Mörder!" — so schrie der Thorwärter in Einem fort, bis endlich sein ganzes Haus wach und lebendig wurde; frisch, wie der Wind, sprangen seine Kinder, Sebald und Antonia, heraus und fragten, was es denn gebe. „Ein Dieb! Ein Dieb!" schrie der Thorwärter, und wickelte sich, — denn es war ein kalter November-Morgen — dichter in seinen Pelz und rieb sich die Hände im Muff. Sebald aber geberdete sich, als wär' er außer sich vor Freuden, tanzte und hüpfte wie närrisch, und rief ein über das andre Mal aus: „Ei, Herr Jemine! der Storch! der Storch! Grüß dich Gott, kleiner Storch! schau! schau! wie groß du geworden bist! — nun, das ist ein Leben; der Storch ist wieder da! Wie kommt's denn, daß du dießmal so früh wieder zurückkehrst?"

„Hast du uns auch hüsbch was mitgebracht?" fragte Antonia, „gelt', ein Paar Palmkätzchen von Rom und ein schönes Osterei?" —

„Dummes Zeug," unterbrach sie Sebald mit vieler Klugheit, „wie soll er uns denn ein Osterei mitbringen? wir haben ja noch nicht einmal Sankt Nikolaus-Tag und Weihnachten. — Wie geht's denn deinem alten Vater? — Ei, es ist doch nicht hübsch von dir, daß du den blinden Alten, der dich so lieb hat, im Stiche läßt, und ganz mutterseelenallein von Rom wiederkömmst."

„Ist denn mein Vater nicht hier? nicht mehr in Nürnberg?“ fragte der Storch ganz verwundert. —

„I Gott bewahre!“ erwiederte ihm der junge Sebald, „wie kömmst du mir denn vor? du bist ja mit ihm fortgezogen in die weite Welt, nach Welschland. Ach! weißt du's denn nicht mehr? Es war so ein schöner Morgen, am Tage Mariä Geburt, wie ihr und die Schwalben auf die Wallfahrt fortgezogen seid, und wir haben so bitterlich um euch geweint!“

Dem Storch wurde ganz sonderbar zu Muth, wie er dieß Alles hörte; denn er wußte von Allem nichts, und endlich rief er recht kläglich: „Ach, was bin ich doch für ein armer geschlagener Gesell! Nein, das ist doch gar jämmerlich! nun sind Alle fort, und ich bin ganz allein und weiß nicht wo aus und wo ein. Aber zu meinem Vater muß ich, das nutzt nun 'nmal nichts; ich muß zu ihm hin, denn er ist alt und blind, und nun sehe ich, daß mich die gelehrte Hausfrau recht abscheulich betrogen hat. — Nun, behüt' dich Gott, mein guter Kamerad Sebald, ich merke aus deinen Reden, daß mein Vater nach Welschland gereist ist, und nun muß ich ihm nachwandern und ihn aufsuchen, denn, wenn ihm in der Ferne ein Leid geschähe — die Angst um ihn brächte mich um.“

„Du hast wahrhaftig Recht! Bist ein braver Bursche!“ sprach Sebald, „nun, behüt' dich Gott, daß du deinen Vater findest!“— „Behüt' dich Gott viel tausendmal, du guter Storch!“ fügte Antonia hinzu, die recht herzlich weinte, „und komm' auch fein wieder: wir wollen dir dein Haus schon treu und redlich

bewachen. Und nimm auch da mein Frühstückbrödchen mit dir; das kannst du deinem Vater nach Rom bringen, und sag' ihm: ich lass' ihn schön grüßen und er möcht' an mich denken." — Nun nahm der Storch schnell Urlaub, daß die Kinder nicht sehen sollten, wie schwer es ihm um's Herz wurde. Der Thorwärter war ganz verdutzt und wußte nicht, woran er sei. Der Storch aber nahm schnell den Weg zwischen die Beine.

III.

Von den saubern Streichen des jungen Kauz.

Es ist ein gar herrlicher Ort, die alte heilige Stadt Rom. Da herrscht kein Winter, es ist auf jedem Angesicht, wie in allem Erdreich der Gärten und Auen ein ewiger Frühling zu schauen. Die liebe Sonne, wenn sie einmal über den sieben Hügeln emporgestiegen ist, möchte dann gar nicht mehr herabsinken und scheiden, so wohl gefällt es ihr bei den wundervollen alten Tempeln, in welchen die heiligste Jungfrau Maria und die Heiligen Gottes verehrt werden; so anmuthig sind die prachtvollen Triumphbögen und Säulengänge, die köstlich verzierten Thore und Hallen, in denen in unvergänglich frischen Farben bunte Schildereien prangen.

In dieser heiligen Stadt hatten nun die frommen Schwalben, die mit den Störchen dahin gewallfahrtet waren, den lieben langen Tag vollauf zu schaffen; denn sie flogen von einem

Tempel zum andern, und sprachen bald bei jenem Kloster zu, wo ihnen die mildthätigen Ordensbrüder Brosamen gaben zur Atzung für ihre Kinder, und in den einsamen Gärten der heiligen Convente verstatteten, von den Oelbäumen frische grüne Blätter zu pflücken zur Bettstreu und Rosen von Jericho als Wetterzeichen. — — Aber wer bei allem dem Schönen, was in der heiligen Stadt zu finden sein mag, am traurigsten herumwandelte, das war der alte Storch; denn der böse Kauz, den er in seiner Blindheit statt seines Sohnes mitgenommen hatte, machte ihm gar zu viel Verdruß. O, du lieber Gott!" rief der alte Storch wie oft ein über's andre Mal recht seelenbetrübt aus, — „o, du lieber Gott! du hast mich doch für meine Sünden so schwer bestraft, daß alle meine Hoffnungen, die ich auf mein Kind setzte, so gänzlich zu Schanden werden; denn mein ungerathener Sohn macht mir schrecklich viel Kummer. — Ich weiß gar nicht, wie das so plötzlich gekommen ist; er hat gar nicht die Art und Sitte, als ob er mein Fleisch und Blut wäre; nein, recht wie ein freventlicher ungeschliffener Bengel thut er mir Alles zum Trotz, wenn er weiß, daß mir etwas zuwider ist. Statt daß er nach dem letzten Ave=Maria=Läuten am Abend fein säuberlich zu Hause wäre und mich alten armen Blinden pflegte, geht er um diese späte Stunde erst aus, — wohin? — ja, das weiß Gott, — so daß ich vor Sorgen die ganze Nacht gar kein Auge zuthun kann, — da geht er denn die ganze Nacht umher. Und was thut er den ganzen Tag über? da liegt er zu Hause auf der faulen Haut und schläft!"

Während der alte Storch dieß sprach, saß er auf einem Mauerstück des verwunderungswürdigen Riesengebäudes Colisco, in welchem die alten Heiden vor langen Zeiten grausame und blutige Spiele abgehalten haben. Er saß in seiner Betrübniß recht wie ein verlorner und verlassener Einsiedler da und wußte nicht, wo aufzuhören in Klagen; — da hörte er, daß zwei Gesellen in seiner Nähe ganz leise zusammenflüsterten; vermuthlich glaubten sie, daß sie allein wären. Es waren eine Fledermaus und ein Schuhu, die sprachen zusammen:

„Es ist eben ein sauberer Kauz, daß er uns so ungebührlich lange warten läßt."

„Ja!" sprach der andre Geselle; — „er hat einen Alten zu Hause, der gar fromm und umständlich ist, und der darf bei Leibe nichts davon wissen."

„Was sind mir das für kuriose Gesellen?" dachte sich der alte Storch. „Was haben denn die für Heimlichkeiten miteinander? — Sie wissen gewiß nicht, daß jemand in der Nähe ist, der sie hört; — und so will ich sie denn auch behorchen; denn mir scheint's, das sind gar nicht sehr erbauliche Absichten, die sie da in der Stille aushecken." —

„Wie gesagt," fuhr die Fledermaus zum Schuhu fort: — „die Nachtigall ist einmal meine Todfeindin, denn sie hat mich auch einmal gesehen, wie ich aus einer Kirchenlampe heiliges Oel stahl, um auf Walpurgis meine Flügel damit zu salben; — drum, auf daß sie mich nicht an den Küster oder Herrn Pfarrer verrathe, müssen wir sie tödten. Und, was die Hauptsache ist,

wenn wir sie heute tödten in der Allerseelennacht und ihr die größte und kleinste Feder aus den Flügeln ziehen, so erben wir ihren Gesang, der vor aller Welt so vielen Beifall findet und so reichen Lohn. In jeder andern Nacht des Jahres hat ihr Gesang die Kraft, daß er ihre Feinde überwältigt, nur in der Allerseelennacht nicht, drum müssen wir sie heute tödten."

„Ja, das sag' ich auch," erwiederte der Schuhu, „und mein Vetter, der junge Kauz, der sagte dasselbe, und ich glaube, er hat auch nicht übel Lust, ihren Gesang allein zu erben; aber das leid' ich nicht."

„Wann gehen wir denn dran, um ihr das Lebenslicht auszublasen?" — fragte die Fledermaus weiter. „Ich glaube, es ist am allergescheidtesten je eher je besser! Wenn wir nur erst die zwei Federn haben, sind wir gemachte Leute."

Inzwischen kam der junge Kauz daher mit vielen Spießgesellen und grüßte die Fledermaus und den Schuhu, und sprach: „Nun, meine lieben Freunde, seid ihr allesammt fertig und bereit, daß wir der heillosen Nachtigall den Garaus machen?"

„O, Herr Jemine!" sprach der alte Storch, wie er ihn so reden hörte, „das kommt mir ja vor, wie die Stimme meines Sohnes; nein, das ist ja zu arg; — so ist er also ein Spitzbube und Straßenräuber! O weh! die Schande und den Kummer überlebe ich nicht."

Nun flog der junge Kauz mit seinen Gesellen von dannen; der alte blinde Storch aber jammerte noch in einem fort und verlangte nichts als zu sterben, damit die Schande nicht mehr

auf sein altes Haupt käme. — Nun hatte in jener Nacht — es war in der des Allerseelentages — die Nachtigall auf dem Grabe ihrer Mutter ein Lichtchen angesteckt im Kelch einer Sternblume und schwang sich und sang, während der Nachtthau in schweren Thränentropfen alle Augenblicke das flackernde Lichtchen auszulöschen drohte, — sang in gar beweglichen Weisen, und alle die Blumen, die ringsumher auf den Gräbern blühten, nickten dazu, wie vor Mitleid und Andacht. Wie sie nun in ihrem Schmerz und in ihrer Andacht sich gar keines Andern versah, da kamen plötzlich der Kauz und der Schuhu, sein Vetter, und die abscheuliche Fledermaus, und fielen meuchlerisch, hinterrücks die arme Nachtigall an, tödteten sie und riefen ihr höhnisch zu: „Nun, du fromme Sängerin, nicht wahr, jetzt hat sich's wohl ausgesungen?! mußt uns aus deinem Fittig die längste und kürzeste Feder lassen, denn darin liegt die Zauberkraft deines Gesanges."

„Mir die Zauberfedern!" rief der wilde Kauz, „ich will fürderhin so zauberisch singen können, wie die Nachtigall. Ich muß die Federn haben. — „Oho, das geschieht nimmermehr!" schrie der Schuhu, „die Federn sind mein, ich will sie ihr ausreißen, auf daß der Zauber von nun und für immer mein sei!" — „Warum nicht gar?" belferte die Fledermaus dazwischen, „ihr streitet alle zwei um des Kaisers Bart. Ich will die Federn, ich will jetzt Frau Nachtigall sein. Was? bin ich nicht so zierlich und fein gebaut, daß ich immerhin Nachtigall sein könnte, wenn ich nicht Fledermaus wäre?!"

Während sie nun so stritten, wer den Preis des Mordes davon tragen und der Nachtigall die zwei Zauberfedern aus dem Flügel reißen sollte, da war die Seele der Nachtigall unterdessen heimlich in den Kelch der schönen Sternblume gehüpft, in welcher das Allerseelenlichtchen erlosch. Nun zankten sich die drei Räuber noch lange um die zauberkräftigen Federn aus dem Schwungfittig der Nachtigall, bis endlich der Kauz seine beiden Helfershelfer zu unterst kriegte und nun rasch die Zauberfedern stahl, die er sich gar prunkhaft in seine eigenen Flügel einsetzte, wobei er voll Aufgeblasenheit sprach: „Nun habe ich die Stimme der Nachtigall, nun will ich mich als Sänger weit und breit hören lassen, und meine Kunst soll mir Ruhm und Geld einbringen, daß ich ein lustiges Leben führen kann.

Gegen Morgen kam er nach Hause zu dem alten Storch. Wiewohl nun der seines vermeintlichen Sohnes üble Aufführung kennen gelernt hatte, und sich heimlich darüber sorgte und kreuzte, so fragte er ihn doch voll Güte und Milde, wo er denn die lange Nacht über gewesen sei, ob er keinen Schaden gelitten, wie es ihm erginge, und ob er denn seines alten Vaters so ganz vergesse, daß er ihn in diesen Sorgen bei Nacht allein ließe?

Der ruchlose Kauz aber lachte den alten Storch statt der Antwort aus und sprach blos mit vornehmer Geberde: „Ich habe viele Künste gelernt, von denen Ihr gar keinen Begriff habt. Nun aber lebt wohl für immerdar; denn ich will fürderhin Ansehen und Geld gewinnen durch meine Kunst und habe nicht Lust, Euch noch länger umsonst zu füttern.“

„Ach, du mein lieber Gott!" rief der alte Storch jammernd und verzweiflungsvoll, „du ungerathenes Kind! was für ruchlose Worte sprichst du aus?! Habe denn ich dich nicht so lange mit meinen besten und letzten Bissen genährt, und nun handelst du so an mir altem blinden Manne?"

„Was geht mich Eure Blindheit an?" erwiederte der Kauz, „ich wollte, Ihr wäret da, wo der Pfeffer wächst!"

„O Gott!" rief der blinde Storch, „Gott! rechne ihm seine Sünde nicht an. Lasse mich solche Worte nicht wieder hören, du ruchloses Kind! tödte mich lieber gleich!" —

„Geschieht euch damit ein Gefallen, wenn ich euch tödte?" entgegnete der Kauz, „so will ich euch tödten." —

Nach diesen Worten fiel er über den wehrlosen alten Blinden mörderisch her und tödtete ihn, indem er noch spottend ausrief: „Soll ich mir denn immerdar den Tadel dieses mürrischen Alten gefallen lassen? Ja! hat sich was! Da liegt er jetzt und wird mich nimmermehr auszanken."

Unterdessen war die Frau Muhme des alten Storches, die gottesfürchtige Schwalbe, gekommen, um ihren alten Vetter zu besuchen. Wie sie nun sah, daß er ermordet in seinem Blute da lag, so jammerte sie sehr und sprach: „Wehe! Wehe! was habt Ihr gethan?"

Der Kauz aber erwiederte sehr frech: „Geht Euch das etwas an? ich kann thun, was ich will! denn ich habe einen kräftigen Zauber gewonnen, der mich vor aller Welt sehr reich und angesehen machen wird. Lebt wohl!"

Die Schwalbe aber wollte sich über den Tod des guten alten Storches gar nicht trösten; sie ließ ihm ein schönes Grab graben und ihn feierlich darin bestatten. Und als er nun in der kühlen Erde lag, so sang sie mit allen ihren Schwestern, die zu dem Leichenbegängniß gekommen waren, ein sehr klägliches Lied zu seinem Angedenken.

Mittlerweile war der Kauz in die Komödie gegangen zu dem Impresario (so nennen sie in Welschland den Komödianten=Direktor), begrüßte ihn sehr vornehm und nannte ihm seinen Namen. Der Impresario neigte sich sehr höflich, versicherte, es sei ihm eine große Ehre, und fragte, was ihm zu Diensten stände? Darauf warf der Kauz stolz den Kopf in die Höhe, und sprach: „Signor Impresario! ich will Euer Glück begründen, denn ich weiß, Ihr seid ein armer Mann und habt eine schlechte Oper. Da ich aber die vortrefflichste Stimme von der Welt besitze, so will ich Euch damit aufhelfen, denn wenn ich in Eurer Komödie singe, werden die Leute wie besessen herbeirennen und Euch ihr Geld bringen. Also gut, das will ich thun, wenn Ihr mir für die Woche sieben Goldgulden gebt."

„O Herr!" erwiederte der Impresario, „ich bin ein armer Mann, und kann Euch für die Woche nicht mehr geben, als sieben Bajocchi."

„Signor!" sprach der Kauz zornig, „Ihr seid unverschämt; ist denn das ein Gebot auf mein Anerbieten? Ich sage Euch, das ist nichts, und somit Addio!"

Der Impresario stutzte über die vornehme Miene und den

stolzen Ton, mit welchem der Kauz diese Worte sprach, und dachte sich: „Holla! ich habe dem Manne vielleicht Unrecht gethan, und er ist am Ende wirklich ein großer Sänger, weil er stolz und frei seine Forderung ausspricht und sich nichts davon abhandeln lassen will. — „Wißt Ihr was?" sprach er dann viel artiger zu dem Kauz, „Signor, Ihr sollt morgen in meiner Oper singen, und wenn Ihr dem Publikum gefallt, so will ich Euch die verlangten sieben Goldgulden ohne weiteres geben." — Am andern Abend war nun das Publikum sehr zahlreich versammelt, um den berühmten Sänger, von welchem der Impresario indessen bei seinen Bekannten und in der ganzen Stadt sehr viel Wesens gemacht hatte, zu hören. Als nun die Eingangsmusik zu Ende war und der Vorhang in die Höhe gezogen wurde, trat der neue Sänger, gar wundersam geschmückt, und in ganz absonderlichen Kleidern auf, welche ihm aber nirgends recht passen wollten, denn das Wamms war ihm etwas zu eng; auch schien er den Kopf zu sehr zwischen den Schultern zu tragen und einen Höcker zu haben; die Hosen aber waren ihm viel zu weit, denn er hatte nicht etwa blos schlechte Waden, sondern überhaupt gar keine Waden. Doch stellte er sich recht trotzig und herausfordernd gerade vor die Lampen hin, wie die andern Komödianten, drehte die Brust heraus, blies den Hals auf, warf den Kopf bald links und bald rechts und setzte nun an und bemühte sich, seine Stimme erschallen zu lassen. Endlich, nachdem er sich lange umsonst bemüht hatte, gelang es ihm einen Ton hervorzubringen; aber so wie er ihn unter abscheulichem Gesichterschneiden aus der Kehle

heraus hatte, so fingen auch schon Alle, die in der Komödie waren und für ein paar Groschen etwas ganz außerordentlich Schönes gesungen hören wollten, an zu schreien und zu poltern und zu lärmen, zu lachen und zu zischen, zu pochen und zu fluchen: „Herunter mit dem jämmerlichen Sänger, dessen Stimme noch viel schlechter ist als saurer Wein oder faule Citronen! Herunter mit ihm, denn das ist ja ein wahrer Eulengesang, den dieser saubre Kauz hier zu Markte bringt. Herunter mit ihm, der uns um unsere paar schöne Groschen betrogen hat, herunter! oder wir kommen hinauf und zerreißen ihn in Stücke." Und nun flogen anstatt der Lorbeerkränze und Lobgedichte, die sich der eitle Kauz verhofft hatte, Steine und faule Citronen auf die Bühne hinauf und dem Kauz an den Kopf, der immer noch wähnte, er besitze wirklich durch die zwei Zauberfedern die Stimme der Nachtigall, und so bemühte er sich auch noch in einem fort, neue Töne hervorzuquäken, die noch abscheulicher waren, als die frühern. Die Zuhörer pochten noch viel ärger, und es wurde ein entsetzlicher Tumult in der Komödie, bis endlich der Impresario, der auf den prahlerischen Kauz eine fürchterliche Wuth hatte, genöthigt war auf die Bühne herauszutreten, den Kauz am Schlagfittig zu ergreifen und fortzuführen. — Der Kauz aber meinte, es geschähe ihm himmelschreiendes Unrecht und die Zuhörer hätten nur einen schlechten Geschmack und wüßten gar nicht zu beurtheilen, was eigentlich schön sei. Als ihn der Impresario hereinführen wollte, sträubte er sich gewaltig, schimpfte auf die Dummheit der Zuhörer und schrie, so laut er

schreien konnte: „O, ihr albernes Volk! hört ihr denn nicht, daß ich eine Nachtigallenstimme besitze? Deßhalb, daß ich die schöne Stimme bekam, habe ich sie ja am Allerseelentage erschlagen! Ich habe eine Nachtigallenstimme! potz Element! ihr müßt mich hören, denn so eine Stimme hört man nicht alle Tage."

„Werft ihn hinaus! zerreißt den Prahlhans in Stücke!" schrien die geprellten Zuhörer zürnend durcheinander und drohten das Theater zu stürmen. Da machte sich der böse Kauz eilig auf die Beine, um sein Leben und seine schöne Stimme in Sicherheit zu bringen.

IV.

Der junge Storch kommt nach Rom.

Der junge Storch hatte, als er in Nürnberg erfuhr, daß sein Vater in Rom sei, seitdem er sich auf den Weg gemacht hatte, um ihn zu suchen und zu finden, kein ruhiges Stündlein mehr, und vergönnte sich auch auf seiner Wanderschaft gar keine Rast, bis daß er endlich glücklich an's Ziel kam, und durch die Porta del popolo in Rom einzog. Es war schon Abend, beinahe Nacht, als er ankam. Und zwar war's der heilige Abend, der die Christnacht herbeigebracht hatte, darum flimmerten auch an allen Fenstern helle Lichtchen, und droben am Himmel schimmerten die lieben Sterne so klar und rein, daß in jedem zu lesen war: Gloria in excelsis Deo!

Dem Storch war gar eigens wehmüthig zu Muth. „Ach!“ — rief er seufzend, „wo werde ich nun in der großen fremden Stadt meinen guten alten blinden Vater finden! Bekannt wird er freilich allüberall sein; denn er ist ja ein Ehrenmann und thut gerne Gutes, wo er nur immer kann; drum will ich den nächsten Besten, der mir jetzt begegnet, fragen, ob er nicht weiß, wo meines Vaters Haus ist, und bitten, daß er mir's weise. — Während er nun in diesen Gedanken weiter ging, kam er auf einen grünen Plan, wo allerlei liebliche Blumen emporgewachsen waren, in deren Kelchen es funkelte, wie von Sternenschein, gleich als ob die Blüthen darin alle zur Feier der heiligen Christnacht angesteckt worden wären. Und wunderbare Stimmen klangen aus den Kelchen der Blumen hervor in den lieblichsten Liederweisen. Unter einem alten Säulenknauf aber scholl dumpf und heiser eine Stimme, als ob sie einen Zauberspruch murmelte. Der junge Storch, obwohl es ihm ganz grausig zu Muth wurde, faßte sich doch ein Herz und schritt, halb aus Neugier, halb aus Hoffnung, jemand zu finden, der ihm von seinem Vater Nachricht geben könnte, näher zu dem Orte hin, der ihm schier wie ein verrufener vorkam. Da sah er denn den Kauz, der sich tief in die Erde hinabgewühlt hatte und ein geheimnißvolles Beschwörungswerk unternahm. Er stand unter altem Gemäuer verborgen, in einem Zauberkreise, mitten unter Todtengebeinen und Schädelknochen, umgeben von Schlangen, Blindschleichen, Kröten, Molchen und andern scheuslichen Gewürmen, und scharrte in die Erde und murmelte Zaubersprüche, um einen Schatz zu heben.

Aus dem tiefen Grunde der Erde zuckte es empor von bläulichen Flammen, und scholl es herauf, wie wenn schweres Gold in großen Schalen und eisernen Kisten mit vielem Geklimper durcheinander gewühlt wird. Der Storch, dem es vor dem verbotenen Werke graute, stand oben auf dem grünen Plan und guckte blos hinab, denn, daß er selbst hinuntergestiegen wäre, das traute er sich nicht und es kam ihm wie ein Frevel vor.

„Könnt ihr mir nicht sagen," rief er in die Tiefe hinab, „wo mein Vater, der blinde Storch, sein Haus hat?"

Durch diese Rede hatte er nun, ohne daß er's wußte, das geheimnißvolle mächtige Beschwörungswerk des Kauzes gestört, welcher einen großen Schatz heben wollte; und darum — kaum daß er die Worte gesprochen hatte, so — wankte die unterhöhlte Erde, so krachten die Steine des alten Mauerwerks aus ihren Fugen, höher schlugen die Flämmchen empor, die Blindschleichen knäuelten sich enger zusammen, die Todtenschädel und Gebeine zersplitterten, und der Säulenknauf und das alte Mauerwerk stürzte zusammen und begrub den frevelhaften Kauz unter den Trümmern. Da klangen auf's neue aus den Kelchen der Blumen und Blüthen liebliche Klänge; der Storch aber wurde gar traurig und sprach: „Wer soll mir doch jetzt treulich und rechtschaffen Auskunft geben, wo ich meinen Vater finden kann, da doch die Nacht so dunkel ist, und ich, ein Fremdling, im Finstern nicht weiß, wohin ich meinen Fuß setzen soll?"

Aus einer Blume Kelch aber klang es nun auf einmal:

„Weißt, warum aus jedem Stern
Dir ein Lichtlein blinket?
'S kommt von einem milden Herrn,
Der dir droben winket.

Der mit seinem Vaterblick
Treu herunterschauet,
Ob du auch dein Erdenglück
Fest auf ihn gebauet?!

Oft beim hellen Sonnenschein
Blickst du nicht nach oben;
Denkst nicht an die Sternelein
Und den Vater droben.

Und dein Auge blendet schier
All das Sonnenfunkeln, —
Darum winkt er treulich dir,
Väterlich im Dunkeln."

Aus einer andern Blüthe, aus dem Kelch einer Sternblume, der den Blätterkreis aufschloß, in welchem ein funkelnder Stern zu schimmern schien, klang es in einer andern Liederweise:

„Christus ist zur Welt geboren,
Heller funkelt jeder Stern;
Und kein Leben geht verloren,
Weil die Welt lebt in dem Herrn.

Was gestorben, blüht auf's neue,
Und die Welt wird wieder jung,
Denn uns winkt die ew'ge Treue
Selige Vereinigung.

Was auch starb, geht nicht verloren,
Blüthen trägt ja selbst das Grab;
Denn das Kind ward heut geboren,
Das der Welt den Frühling gab.

Alles wird zum Heiligthume
Und zum Tempel jedes Herz;
Liebe blüht in jeder Blume,
Und ihr Kelch strebt himmelwärts.

Kinderlieb' geht nicht verloren
Und zerstäubt nicht wie der Wind;
Denn die Lieb' ward neugeboren
Heut' als Gottes einzig Kind. —"

Als der junge Storch diese Lieder hörte, da ward ihm, obwohl ihm die Sehnsucht nach seinem Vater, dem er bis nach Rom nachgereist war, und den er noch nicht fand, das Herz zersprengen wollte, da ward ihm doch auch wieder so tröstlich zu Muthe, als hätte er ihn schon gefunden. Da bemerkte er, daß auf dem grünen Plan eine fromme Gemeinde versammelt war, welche voll gläubiger Inbrunst das Weihnachtslied, das er so eben gehört, im vollen Chor wiederholte. Er stimmte fromm in den Gesang ein und sah nunmehr, daß er sich in der Mitte seiner

Muhmen, der Schwalben, befand, welche auf dem Friedhof, wo die Nachtigall und der alte Storch begraben lagen und nun in Blumen verwandelt waren, mit frommen Gesängen das heilige Geburtsfest Christi feierten. Er selber aber stand auf dem Grabe seines Vaters, auf welchem gleichfalls eine schöne Blume gewachsen war, eine Passionsblume, und das Lied vom Sternenschein, das also schloß:

„Und dein Auge blendet schier
All' das Sonnenfunkeln —
Darum winkt er treulich dir
Väterlich im Dunkeln."

Dieß Lied war aus dem Grabe seines Vaters gekommen. — Da weinte er bitterlich, der gute junge Storch! —

V.

Der junge Storch kommt wieder nach Nürnberg.

Als der junge Storch nicht wieder zur Eule gekommen war in ihr finsteres Haus, wußte diese vor Ärger und Verdruß nicht, was sie anfangen sollte; denn nun mußte sie, wenn sie anders nicht verhungern wollte, wieder selbst in die Stadt fliegen, um sich Lebensmittel zu holen. — Sie hatte zwar zwei Dienstleute, den alten Käfer und die Schnecke; aber der erstere war zu schwach, und die andere zu langsam, als daß sie zu diesem Zweck

hätten können verwendet werden. — Deßhalb mußte also, wie gesagt, die kluge Frau Eule sehr häufig in die Stadt Nürnberg, und bei dieser Gelegenheit pflegte sie sich immer den Spaß zu machen, daß sie sich, wenn irgendwo jemand in der Krankenstube lag, vor's Fenster auf das Gesimse setzte und an die Glasscheiben klopfte; denn es ärgerte sie, so oft sie nach Nürnberg kam, daß sie so viele blühende, kräftige, lustige, gesunde Gesichter sah, während sie selbst das ganze Jahr hindurch, sogar an den hohen Festtagen, milzsüchtig und sauertöpfisch gelaunt war. — Nun, wenn sie so zu den Fenstern der Kranken hineinsah, entsetzten sich gemeiniglich die armen Siechen drinnen über ihr gräuliches, schadenfrohes Gesicht dermaßen, daß sie alle meinten, sie müssen sterben, so weh' ward ihnen vor Grauen. Das machte nun der gelehrten Frau Eule vielen Spaß. — Es war an einem schönen Abend des Christhimmelfahrtstages, da saßen Sebald und Antonia traurig vor dem Häuschen ihrer Eltern am Spittelthor und beteten recht herzlich zum lieben Gott, daß er ihre Mutter, die drinnen krank lag, wieder genesen lassen möge. Es waren gar gute Kinder und liebten ihre Eltern über alles in der Welt, besonders die Mutter. „So eine Mutter kann's gar nicht wieder geben auf der Welt," — sagte Antonia, und Sebald nickte weinend mit dem Kopfe und sprach zu seiner Schwester, schwer seufzend: „Ach, meine liebe Schwester! wenn uns nun die Mutter stürbe, — ich thäte mir ein Leids an; denn wenn die Mutter todt würde, — sag' selbst, was hätten wir dann noch auf der Welt? — O, wenn ich nur von einem weisen Doktor ein Mittel

erfahren könnte, und gält' es mein Leben, — wie gern wollt' ich sterben, wenn mein Tod ein Mittel wäre, daß unsre Mutter am Leben bliebe."

Während Sebald dieß sprach, schien es sich in ihrer Nähe zu regen und zu rauschen, wie von schweren Flügelschlägen, daß der kleinen Antonia ganz bange wurde. Sie flüchtete sich in das Haus. Sebald aber war verwegener und sah sich unerschrocken nach dem bösen Störenfried um, der da vor dem Fenster der kranken Mutter sein Wesen trieb. Da gewahrte er die Eule, welche ihn mit funkelnden Augen schadenfroh anglotzte.

„Was willst denn du hier, du abscheulicher Gast?" sprach Sebald, „mache, daß du fortkommst, denn sonst hole ich des Vaters langen Spieß und vertreibe dich damit. Fort! fort!" Da lachte die Eule überlaut, daß es Sebald über den Rücken gruselte. „Schweig' doch still!" sprach er ärgerlich; „ich mag nicht lachen hören, bevor nicht mein liebes Mütterlein genesen ist."

„Sie wird auch nicht genesen," brummte die Eule; „deßhalb bin ich hergekommen, und ich will mich an's Fenster setzen und zuwarten."

„Ach," sprach Sebald seufzend leise, „nun merk' ich's, es ist Alles aus und vorbei und kein Mittel hilft mehr. Ach! und wie gerne wollt' ich doch sterben, wenn ich mit meinem Blute der Mutter ihr Leben erhalten könnte!"

Das kannst du," erwiederte die Eule, „aber du wirst's wohl nicht thun, wenn du klug bist? Nun höre nur einmal, wie du es verrichten kannst!"

Während die Zwei so sprachen, schritt ein langbeiniger Geselle durch das Thor, und weil der Vater drinnen in der Krankenstube war, um die Mutter zu pflegen, so trat Sebald zu dem Gesellen und forderte voll Betrübniß — denn er dachte an seine liebe Mutter drinnen, ohne vor sich zu sehen — den Thorpfennig. Als er aber näher trat und dem Wanderer fester in's Auge blickte, rief er: „Ei, was der Tausend! das bist ja du, Freund Storch! Nun, es freut mich, daß du wieder hier bist; aber meine Betrübniß ist größer als meine Freude, denn stelle dir nur vor: nun liegt mein liebes Mütterlein da drinnen krank, und die böse Eule hier, die vor dem Fenster sitzt, sagt, sie müsse sterben. Schau'! das bricht mir das Herz. Aber, lieber Storch! sei so gut und laß mich jetzt allein mit der Eule. — Du kannst immerhin dein schönes Quartier droben auf dem Thore wieder beziehen. — Aber wo hast du denn deinen Vater gelassen? — Thu' mir's zu Lieb' und laß mich jetzt mit der Eule allein, denn sie sagt, daß sie mir ein untrügliches Mittel wisse, wenn — — Nun, Freund Storch! wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, so behüte dich Gott viel tausendmal!"

Er weinte sehr; der Storch aber, der ihm aufmerksam zugehört hatte, rief nun sehr eifrig: „Ich bitte dich um Gotteswillen! traue nur ja der falschen Eule nicht, ich kenne sie, und sie meint es mit dir gewiß eben so arg, als mit mir. Hoffe auf den lieben Gott! der verläßt keine Kreatur, die auf ihn vertraut. Aber die Eule, die sich da vor dem Fenster so breit macht, um euch glauben zu machen, die Mutter müsse sterben, die Eule will

ich jetzt auch um ein Wörtchen fragen; denn wir beide, sie und ich, haben gar mancherlei miteinander zu reden."

Statt daß nun aber der Storch mit der Eule zu reden begann, fing er an, sie mit einem großen Prügel, den er am Thore fand, tüchtig abzuwalken, bis sie endlich Reißaus nahm, die lange Gasse entlang, bis zu eines alten Wucherers Haus, der keine Kinder hatte und auf seinen Goldkisten in letzten Zügen lag. Dorthin flüchtete sie sich, von dem erbitterten Storch verfolgt, der immerdar rief: „Ich schlage dich todt, du abscheuliche Eule, dein Sohn hat ja meinen Vater erschlagen, ich schlag' dich todt gewiß und wahrhaftig, wenn du mir nicht schwörst, daß du nun und nimmermehr das Haus beunruhigst und in Schrecken setzest durch deine verlogenen Todesprophezeihungen, das liebe schöne Haus, in dessen Schutz ich geboren ward, und worin sie mich so gastfreundlich beherbergen." —

Da schwur die Eule mit Zittern und Zagen, so wie der Storch es ihr vorsagte und haben wollte, denn sie fürchtete sich gottesjämmerlich vor dem robusten Storch. Der aber ging nun ruhig und zufrieden wieder zum Hause des Thorwärters an's Spittelthor, wo ihn Sebald und Antonia erwarteten, besorgt, wie es ihm bei dem Streit mit der Eule gegangen sein möchte. Er aber schob sich zwischen ihnen beiden durch und ging ohne Weiteres, als wenn er der Doktor wäre, in die Krankenstube hinein. Da sah er nun, daß das Fieber sich wirklich gelegt hatte; zu allem Überfluß aber zog er aus seinem Schnappsacke noch ein Fläschchen hervor, auf welchem ein Zettel angeklebt war mit

folgendem Titel: „Hierosolimitanische Lebensessenz“ „Das bring' ich euch von der heiligen Stadt Rom mit,“ sprach er, „und noch etwas, ein schönes Püppchen.“ —

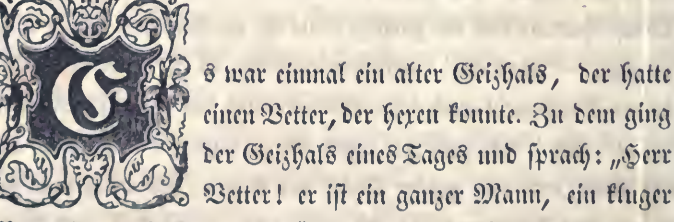
Nun, wie die Kinder draußen merkten, daß die Mutter sich wieder erhole, so konnten sie's nicht länger mehr aushalten und gingen hinein und freuten sich über die Maßen.

Der Storch aber, wie er sah, daß sie so glücklich waren, schlich sich stille zur Kammer hinaus, damit sie nicht sehen sollten, daß er weine. — — Als er sein Quartier wieder bezog und auch die luftige Wiege, in welcher er einst gelegen, wieder sah, sprach er wehmüthig für sich hin: „Die guten Kinder brauchen sich nicht mehr zu sorgen, daß ihnen die Mutter sterbe, und ich will auch Wache halten, daß die garstige Eule ihr geschwornes Wort nicht vergißt. — Aber ach! mein armer Vater ist todt und darf blos in der Christnacht noch seine Stimme aus der Blume erschallen lassen! Ach! wer gibt mir einen Vater wieder? Niemand auf der Welt, und kein größer Glück auf Erden, als wenn man bei Vater und Mutter lebt; ich will auch alljährlich nach Rom wallfahrten, damit ich in der heiligen Christnacht auf meines Vaters Grabe beten kann.“

Der schlechte Niemand

oder:

Das goldne Ei.



Es war einmal ein alter Geizhals, der hatte einen Vetter, der hexen konnte. Zu dem ging der Geizhals eines Tages und sprach: „Herr Vetter! er ist ein ganzer Mann, ein kluger Mann, der mehr kann als Rüben essen. Ich aber bin ein armer Schelm, plage mich im Schweiße meines Angesichts um mein tägliches Brod und komme doch zu gar nichts; es ist ein wahrer Jammer, Noth und Elend mit mir. Drum, Herr Vetter, sei er so gut und gebe er mir etwas, daß ich reich werden kann."

Der Herr Vetter bedachte sich ein Bischen und sprach: „Da hab' ich drei Vögel: einen Hahn, einen Wiedehopf und eine Taube. Wenn du die Vögel nach Hause bringst und lässest der Taube und dem Wiedehopf ein Nest machen, so wird die Taube

ein goldnes Ei hineinlegen, und der Wiedehopf in seinem Nest einen bunten schillernden Stein. Das goldne Ei, wenn du es bei dir trägst, macht dich unverwundbar, und der bunte Stein, wenn du ihn am Halse trägst, der macht dich unsichtbar."

Das ist Alles recht schön und vortrefflich," sprach der Geizhals, „aber, Herr Vetter, ich sehe gar nicht ein, wie ich dadurch zu Geld komme, es müßte denn sein, daß ich die drei Vögel verkaufte. Und was ist's denn vollends mit dem Hahn?"

„Das darf ich dir nicht so ganz gerade heraussagen," erwiederte der Herr Vetter, „denn mein Meister hat mir's gar streng verboten, alle Zauberkräfte auszuplaudern; und du mußt daher selbst sehen, wie du dich dabei zurechtfindest. Ich darf dir blos das Eine sagen, daß du, wenn du den Hahn schlachten und braten lässest, und ein gewisses Stück, was ich dir aber nicht nennen darf, davon verzehrst, so wirst du an jedem Abend, wenn du dich niederlegst, und also an jedem Morgen, wenn du wieder aufstehst, sieben blanke, funkelnagelneue Kremnitzer Dukaten unter deinem Kopfkissen finden. — Da hast du jetzt die drei Vögel; komme mir aber in deinem Leben nicht wieder, denn das ist das Erste und Letzte, was ich dir zu Gefallen thue und schenken darf." Damit gab er denn seinem geizigen Vetter Urlaub, und dieser empfahl sich, ohne „Gelt's Gott" zu sagen, denn er war ein rauher, ungeschlachter Mann, und nahm die Vögel mit sich nach Hause. —

Wie er nach Hause kam, begegnete ihm sein kleiner Knabe, den er als arme Waise aufgenommen hatte, damit er ihm den

Dienst im Hause thue. Er behandelte aber den Knaben ganz hart und abscheulich, gab ihm oft drei Tage lang nichts zu essen, kaufte ihm nie ein neues Kleid oder irgend ein Spielzeug; das Einzige, was er ihm zuweilen zukommen ließ, waren Schläge, und die schmeckten dem armen Knaben auch nicht; denn Schläge gehen nicht für Hunger und Durst.

„Ei, der Tausend!" rief der Knabe, als er die drei Vögel sah, „Herr, was bringt ihr denn da für drei Vögel nach Hause?"

„Das geht dich nichts an," erwiederte der Geizhals; „gehe geschwind in des Nachbars Wald und stiehl Holz, bring' es nach Haus und baue einen Stall daraus."

„Was?" sprach der Knabe weinerlich, „Herr, ich soll stehlen? Nein, das thu' ich nicht, wahrhaftig nicht, das ist schlecht, und wenn ihr mich noch so sehr schlagt, so thu' ich's nicht."

Nun schlug ihn auch der böse Geizhals ganz erbärmlich; aber das nützte Alles nichts, und konnte den Knaben durchaus nicht bewegen, daß er in den fremden Wald ginge und Holz stehle.

„Wart', du Bengel," sprach der Geizhals zornig, „ich will es dir schon noch öfter gedenken. Bleibe jetzt zu Hause, denn ich will selbst in den Wald gehen und Holz stehlen; unterdessen aber schlachte den Hahn, brate ihn, unterstehe dich jedoch nicht, irgend ein Stückchen davon zu essen, damit ich Alles sauber und gar gekocht finde, wenn ich wiederkomme. Und ich sage dir's, wenn dir dein Leben lieb ist, so habe wohl Acht, daß die beiden Vögel dir nicht auskommen und davonfliegen; denn sonst schlachte ich

dich selbst ab, und was dann weiter geschieht, das sollst du schon sehen."

Nun ging der Geizhals in des Nachbars Wald hinaus, suchte sich die schönsten Stämme aus, hieb sie ab und schnitzelte gleich draußen, so wie es ihm für den Stall zu taugen schien.—

Unterdessen machte sich der arme Knabe zu Hause zu schaffen, daß er den Hahn abschlachtete, rupfte, an den Spieß steckte und briet. Während er den Bratspieß wendete, und ihm der Duft recht verlockend in die Nase stieg, weil ihn sein Herr, der Geizhals, schon drei Tage hatte hungern lassen, dachte er sich heimlich: „Ach, Herr Je! wenn ich doch nur ein ganz kleinwinziges Stückchen von diesem Hahn verzehren dürfte, etwa ein Stückchen, was mein Herr doch nicht ißt, mir würde es besser schmecken, als die herrlichsten Schnittchen, nach denen er wahrscheinlich zulangen wird; aber es ist ein wahrer Jammer mit mir, habe drei Tage nichts in den Leib bekommen und muß nun den Hahn braten, der mir köstlich in die Nase duftet, und darf keinen Bissen davon genießen." Er betrachtete, während er den Spieß drehte, den Hahn gar wehmüthig, und sprach endlich heimlich bei sich: „Ach was! wenn ich blos das Zünglein des Hahns verspeise, das wird er doch nicht essen und auch nicht merken, und mich labt es."

Als er sich das gedacht, schnitt er auch schnell dem Hahn das gebratene Zünglein aus dem Schnabel, und begnügte sich, als wenn er ein vortreffliches Mahl zu sich genommen hätte, mit der einfachen Kost.

Kaum hatte er es aber zu sich genommen, und den letzten

Bissen verschluckt, als er plötzlich neben sich am Herde etwas zu Boden klimpern hörte. „Was ist denn das?“ dachte er, und bückte sich, um nachzusehen; — da sah er denn, daß die Taube ein goldenes Ei gelegt hatte, und wie er es betrachtete, und voll Verwunderung in der Hand wog, fing die Taube plötzlich zu sprechen an: „Behalte das Ei, es ist für dich, ich schenk' es dir, zeig' es aber ja nicht deinem Herrn, denn sonst würde er es dir wegnehmen wollen, und dann kostet's dir dein Leben; da hast du übrigens auch noch etwas von mir. — Rupfe mir aus meinem Schöpfchen eine Feder aus, und stecke sie zu dir, und wenn du je in Gefahr kommen solltest, so reiße aus dem Bart dieses Federchens ein Härchen aus, und dann werde ich dir helfen.“ Der Knabe that, wie ihm die Taube sagte, steckte das goldene Ei geschwinde zu sich und rupfte dann aus dem Schöpfchen der Taube das Federchen aus, welches er an seiner Brust verbarg. Kaum hatte er dieß gethan, als er zu seiner größten Verwunderung die Taube nicht mehr erblickte; aber vor ihm stand eine wunderschöne Frau, und redete ihn also an: „Ich danke dir, du guter Knabe, daß du mich aus meiner Verzauberung erlöst hast; denn wisse, ich bin eine mächtige Fee, welche einstmals durch die Feindschaft des Wiedehopfs hier, der auch eigentlich nur verzaubert ist, verwünscht worden ist.“

„O, ich unglückseliges Kind!“ jammerte der arme Knabe; „nun wird mein Herr, wenn er nach Hause kömmt, die Taube suchen und nicht mehr finden, und wird mich nun gar todtschlagen, und weiß Gott, was noch; das ist nun eine schöneBescheerung!“

„Tröste dich nur," sprach die Fee zu ihm, „ich weiß dir keinen andern Rath zu geben, als daß du dich geschwind auf und davon machst, bevor dein Herr nach Hause kömmt; denn sonst dürfte es dir freilich schlecht ergehen. Und gib auch auf das goldne Ei Acht, daß du es nicht aus den Händen lässest; denn es ist auch verzaubert, und macht dich unverwundbar, und kann nur dadurch entzaubert werden, wenn du Einem den Kopf abschlägst, den du gar nicht siehst."

„Ach Gott! wie ist das möglich?" jammerte der Knabe, „und wie soll ich denn in der weiten Welt fortkommen? denn ich habe ja keinen Kreuzer Geld."

„Mache nur, daß du fortkommst," sprach die Fee besorgt, „denn mein kleiner Finger sagt mir, daß der alte Geizhals schon auf dem Heimwege ist. Schlüpfe nur vorne hinaus, denn der Alte will sich durch die Hinterthür hereinschleichen, um dich zu belauschen. Nun, leb' wohl! leb' wohl!"

Sie drängte sich rasch hinaus und folgte ihm selbst und verschwand dann in einer lieblichen Wolke.

„Nun, hast du Alles besorgt, wie ich dir's aufgetragen habe?" fragte brummend der alte Geizhals, als er mit dem gestohlenen Holz unter'm Arm zur Küchenthür hereintrat. Aber er erstarrte wie eine Salzsäule, als er zwar den Hahn am Spieße fand, und zwar auf der einen Seite schon ganz verbrannt, aber unsern armen Knaben und die Taube nirgends erblicken konnte. „Ha! was ist das?" schrie er zornig, „wart', Bube, du hast mich betrogen, und das soll dir vergolten werden. Aber, ich will nur

geschwinde dem Wiedehopf sein Nest bauen und seinen Stall, damit ich den Stein bekomme, der unsichtbar macht, und dann muß ich auch den Hahn verzehren, damit ich Reisegeld bekomme."

Gesagt, gethan! Er baute dem Wiedehopf den Stall (das Nest), versperrte ihn darein, zog dann den Hahn vom Bratspieß, zerschnitt ihn, und aß ihn, nicht ohne viele Beschwerden ganz bis auf die Knochen, die konnte er nicht zerbeißen, daher ließ er sie liegen; aber das Mark, das saugte er aus den Knochen, wie ein Wucherer. Dann legte er sich nieder, voll Wuth, daß der Knabe und die Taube ausgeflogen waren, voll von Vorsätzen, wie er ihnen unsichtbar nachwandern wolle, um das goldne Ei von dem Knaben wiederzugewinnen, und voll Hoffnung, am andern Morgen, wenn er vom Schlafe erwachen würde, sieben schöne, funkelnagelneue Kremnitzer Dukaten unter seinem Kopfkissen zu finden. Am andern Morgen, als er aufwachte, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sein Kopfkissen aufzuheben, und sich nach den sieben schönen, funkelnagelneuen Kremnitzer Dukaten umzusehen. Aber, wer nichts fand, das war er. Und wer nun mit immer wachsendem Eifer das ganze Bett durchwühlte, und das Unterste zuoberst kehrte, und allüberall nach den sieben schönen, funkelnagelneuen Kremnitzer Dukaten suchte, das war auch er. Und wer sie aber doch nicht fand, das war wieder er. „Nun, so schlage doch gleich das Donnerwetter drein!" rief er ganz wüthend; „ich habe mir doch gestern Abend, trotz meinem vom Fasten ganz zusammengeschrumpften Magen, alle mögliche Mühe gegeben, den Hahn ganz aufzuspeisen, habe auch wahr=

hastig kein Bischen übrig gelassen, habe ja die Flügel verzehrt." — Nun rechnete er alle Bissen zusammen, und dachte in seiner Ökonomie, daß er von dem Hahn hätte vierzehn Tage leben können. — „Also die Flügel zwei Stück, die Schenkelchen und Waden zwei Stück, die Brust und der Bauch à zwei Stück — zweimal zwei thut vier — macht vier Stück, die Seitenschnitzchen vier Stück, Herz, Magen, Lunge und Leber — in Summa vier Stück — Summa Summarum siebenzehn Stück; — siebenzehn Stück? Halt! siebenzehn ist eine ungerade Zahl, es werden doch wohl achtzehn gewesen sein, oder zwanzig; richtig, ich hab' noch drei Dinge vergessen: das Hirn, den Steiß und die Zunge — Element noch einmal! die Zunge habe ich ja gar nicht auf die Zunge bekommen. Und der Hahn, der so jämmerlich krähte, daß ich's bis in den Wald hinein hörte, als er abgemurxt wurde, der Hahn wird doch eine Zunge gehabt haben? Ja, es ist klar und gewiß, das Rabenkind hat wirklich das Verbrechen begangen und die Zunge verspeist. Nun bin ich ein geschlagener Mann! Nun bin ich ein Bettler! Was fang' ich jetzt an? Das Ei, welches mich unverwundbar machen sollte, hat er mir allem Anschein nach auch gestohlen; aber ich will ihm doch nach, wenn ich anders den Stein im Nest des Wiedehopfs finde, den Stein, der mich unsichtbar macht, dann will ich ihm nach, und ihm das Ei, wenn er schläft, wieder abnehmen und ihm so eine Tracht unsichtbarer Schläge aufmessen, daß er sie besser spüren soll, als wenn er blos zugesehen hätte, wie ein Anderer sichtbare Schläge bekommt."

Nun ging er geschwind zu dem Stall des Wiedehopfs und fand zu seiner größten Freude wirklich den bunten Stein, der unsichtbar macht. Den hing er sich nun um, war unsichtbar und reiste dem armen Knaben nach.

Der arme Knabe war am andern Tage, nachdem er vierzehn Stunden gegangen, endlich in einem Wirthshause eingekehrt und hatte dort gebeten, man möchte ihm um Gotteswillen doch nur ein Stückchen Brod geben, damit er nicht vor Hunger sterben müßte. Da fragte ihn nun die Wirthin, ob er denn auch Geld habe, denn ohne Geld ist nichts auf der Welt zu kriegen; und wer kein Geld hat, meinte sie, der könne sich nur geschwind hinlegen und sterben, es bekümmere sich keine Seele darum.

„Geld?“ sprach der Knabe sehr betrübt, „ja, sehet, liebe Frau, Geld hab' ich leider keines; ich bin eine arme Waise und lange Zeit bei einem Geizhals in Diensten gewesen, der mir für alle die harte Arbeit, die ich verrichten mußte, nicht einmal genug zu essen gab, geschweige erst, daß er mir meinen Liedlohn gezahlt hätte.“ —

„Ja!, wenn du kein Geld hast,“ meinte die Wirthin achselzuckend, „so kann ich dir auch kein Brod geben, das nützt nun einmal nichts, denn wir sind selber arme Leute.“

„Nun, wenn's nicht anders geht,“ sprach der Knabe herzbetrübt, „so muß ich eben mit leerem Magen schlafen gehen; das ist mir schon öfter begegnet, und thut freilich weh', aber wenn's

sein muß, so muß es sein. Habt nur die Barmherzigkeit und vergönnt mir ein Schlafplätzchen in eurer Stube hier, damit ich nicht auf freiem Felde übernachten muß, und nehmt den Gotteslohn für eure Güte."

„Das kann ich ja thun," erwiederte die Wirthin, indem sie ihm ein Plätzchen auf der Ofenbank zurecht machte; „schau', da ist's hübsch warm, da kannst du dich hinbetten. Nun, gut' Nacht!"

„Gut' Nacht!" wünschte auch der Knabe, legte sich hin auf die Ofenbank, streckte sich behaglich aus und schlief ein.

Als er am andern Morgen erwachte, kam ihm die Wirthin sehr freundlich entgegen und brachte ihm eine große Suppenschaale voll Kaffee, dazu zwei schöne Butterbrode und ein mürbes Bretzel. — Der arme Knabe rieb sich verwundert die Augen, und, obwohl er großen Hunger hatte, ihm auch der Geruch des Kaffees sehr lieblich und lockend in die Nase duftete, traute er sich doch nicht recht, die dargebotene Tasse und die schönen Brode anzunehmen; denn er dachte, die Wirthin, welche ihm am vorigen Abend das Stückchen trocken Brod abgeschlagen hatte, mache sich jetzt nur einen Spaß mit ihm und wolle ihn aushöhnen. Die Wirthin aber hob freundlich drohend die Finger und sprach: „Ach, gestrenger Junker! Ihr waret aber doch gestern Abend ein rechter Schelm, als Ihr Euch für einen Betteljungen ausgabt! — Nun, wendet nur nichts dagegen ein, wir haben das schöne Geld schon gefunden, welches Ihr heimlich unter eurem Kopfkissen verstecktet. Ach, was sind das für bildsaubere, funkelnagelneue Kremnitzer Dukaten! Und vergebt mir

auch, daß ich vielleicht unhöflich gewesen bin; es geschah nicht mit bösem Willen; unsere Magd, die Anneliese, hatte mir an dem Tag einen schönen Topf zerbrochen, darum war ich noch am Abend übler Laune."

Der Knabe wußte noch immer nicht, wie ihm geschah und blickte lüstern, aber doch zaghaft auf den Kaffee und auf die schneeweißen Butterschnitten, und auf das verführerische mürbe Bretzel.

„Sträubt Euch doch nicht länger," sprach die Wirthin einladend, „und verstellt Euch nicht; ich weiß ja doch, trotz aller Eurer Reden und Geberden, mit wem ich es zu thun habe, und daß Ihr ein heimlicher vornehmer Junker seid. Eßt und trinkt, was Euch beliebt, denn wir haben ja Alle gesehen, daß Ihr schönes neues Gold bei Euch führt, und blos nur Euren gnädigen Scherz mit uns treiben wolltet, gestrenges Junkerlein."

Der Knabe wußte zwar noch immer nicht, wie das Alles zusammenhing; aber da man ihm so zusprach, so sträubte er sich endlich länger nicht und aß und trank nach Herzenslust, bezahlte auch ordentlich seine Zeche, die ihm mit doppelter Kreide angeschrieben wurde, von dem Gelde, welches ihm die Wirthin als sein nannte. „Das ist recht gut," dachte er sich; „wenn das Geld alles mein ist, was mir die Leute schenken, so will ich's nicht zurückweisen."

Nun steckte er den Rest seines Geldes zu sich, empfahl sich und wanderte seines Weges weiter.

Er kam an einen dunklen, wilden Wald, und schritt mit ganz eigenen Gedanken fürbaß. Da sprangen plötzlich drei Räuber hervor, fielen ihn an und wollten durchaus, daß er ihnen sein Geld gebe. Sie zogen auch ihre Messer, als er sie versicherte, daß er nur ein armer, heimathsoser Waisenknabe sei, und sprachen: „Das wollen wir einmal sehen!"

Der Knabe aber besann sich, daß er ja das goldne Ei habe, von dem ihm die Fee gesagt hatte, daß es ihn unverwundbar mache, und nun wurde er ganz herzhaft, und rief: „Stoßt nur zu, ihr Blutzapfer; mir werdet ihr mit aller Gewalt nichts anhaben können; denn ich bin der Sohn eines mächtigen Zauberers, der euch, sobald ihr mir ein Leid anthun wollt, schnurstracks in lauter wilde Thiere verwandelt!" — Wie nun die Räuber mit ihren Messern auf ihn eindrangen, vermochten sie ihm nicht einmal die Haut zu ritzen; darüber bekamen sie allesammt einen großen Schrecken und riefen in ihrer thörichten Furcht: „'s ist wahrhaftig wahr und ausgemacht, was der Knabe sagte; nun werden wir Alle in wilde Thiere verwandelt." Und in ihrer Angst glaubten sie wirklich, daß sie schon verwandelt wären, und sahen einer den andern für ein wildes Thier an; meinten auch, der habe den Kopf eines Waldesels, und der die Schnauze eines Bären, und der dritte das Gebiß eines Wildschweins. Da rannten sie in ihrer Angst davon, und der gescheidte Knabe ging ruhig und unangefochten seines Weges weiter.

Indeß war der alte Geizhals unsichtbar in das Wirthshaus gekommen, wo der arme Knabe übernachtet hatte, setzte sich ohne

weitere Umstände an den Tisch, an welchem die Wirthin und ihre Mägde saßen, und griff in die Schüssel tüchtig zu, so daß Alle sich wunderten, wie das Sauerkraut heute so schnell zu Ende ginge, und das geräucherte Fleisch verschlungen sei und fort, als ob die Katze es gestohlen hätte.

„Wer muß denn das sein, der mit uns ißt?" sprach die Wirthin verwundert. Anneliese aber erwiederte: „Es wird halt der schlechte Niemand sein."

„Ja!" erwiederte die Wirthin, „'s ist immer so mit euch, wenn mir ein Topf zerbrochen wird, oder ein Milchhafen heimlich ausgetrunken, und ich frage im ganzen Hause, wer das gethan habe, so will Niemand etwas davon wissen, so sagt jeder von euch: „„Ich hab's nicht gethan!"" — Ja, wer denn? da muß es denn immer der schlechte Niemand gethan haben. O, ich kenn' euch schon, ihr seid ein gottloses Volk, habt wahre Straußenmagen, wenn ihr den ganzen Tag auch faul im Hause umherschlendert; — kommt ihr zum Essen, da bringt ihr einen Wolfshunger mit."

Indessen war die Kanne mit Apfelwein nun auf den Tisch gestellt worden, und als nun die Wirthin davon trinken wollte, fand sie die Kanne leer. „Hans Michel!" rief sie ganz zornig, „du bist doch ein recht abscheulicher Schlingel, hast wieder die ganze Kanne ausgetrunken, bevor ich nur einen Schluck zu mir nahm."

„Wer? ich?" sprach Hans Michel, der Hausknecht, indem er betheuernd die Hand auf's Herz legte.

Nun erhob der alte Geizhals, nachdem er sich an fremder Leute Tisch, ungeladen und ohne zu bezahlen, sattgegessen und sattgetrunken hatte, seine Stimme und schrie: „Hört einmal, ihr Leute! habt ihr den Dieb nicht gesehen? Könnt ihr denn nicht sagen, ob er hier war und wohin er gegangen ist? —"

Entsetzt sprangen Alle vom Tische auf und kreuzten sich, denn sie glaubten, der leidige Satan habe sein böses Spiel mit ihnen getrieben, weil sie reden hörten, ohne einen fremden Menschen unter sich zu sehen. Die Wirthin, eine herzhafte Frau, faßte zuerst wieder Muth und sprach mit Zittern und Zagen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Wer hat hier gesprochen?"

„Der schlechte Niemand, wer sonst?" brummte Hans Michel leise vor sich hin.

„Seht ihr mich denn nicht?" schrie jetzt der alte Geizhals mit aller Gewalt; aber es sah ihn keine Seele, denn, seit er den Stein aus des Wiedehopfs Nest am Halse trug, konnte er durchaus nicht mehr bewirken, daß er wieder irgend sichtbar wurde, außer, er hätte den Stein gänzlich und für immer von sich geworfen; — das hatte ihm der Wiedehopf als Bedingung gesagt, als er den Stein fand, und hatte ihn auch treulich vor allen Verdrießlichkeiten gewarnt, die ihm allenfalls aus seiner Unsichtbarkeit erwachsen könnten. — Aber der habsüchtige Geizhals hatte nicht darauf geachtet, und wollte auch jetzt, um einer so geringfügigen Ursache willen, sich des kostbaren Steines nicht für immer entäußern, sondern schlich sich still aus dem Wirthshause fort, natürlich ohne seine Zeche zu bezahlen und dachte:

„Hast mich nicht gesehen, wirst mich auch nicht sehen.“ Er beschloß, auf gut Glück die Straße zu verfolgen, um den Knaben ohne Gnade und Barmherzigkeit aufzufinden. —

Allmälig merkte der Knabe nun auf seiner Wanderschaft, daß, wo er auch immer Nachtquartier hielt, alle Morgen unter seinem Kopfkissen sieben funkelnagelneue Kremnitzer Dukaten lagen, und obwohl er sich das nicht erklären konnte, so machte er sich doch den Umstand selbst zu Nutzen, gab, wie ein kluger Hauswirth, wenig aus, und hob das Ersparte sorgfältig auf, um es bei irgend einer Gelegenheit als runde Summe nützlich anwenden zu können. Er hatte auf diese Art bereits fünfzig schöne Kremnitzer Dukaten zusammengespart, als er, noch immer in denselben schlechten Kleidern, in denen er aus dem Hause des Geizhalses fortgegangen war, in eine hübsche kleine Stadt kam und in dem Wirthshause um Nachtquartier bat. Der Kellner, der so stattlich gekleidet war, wie sich nur irgend ein Graf oder Baron tragen kann, sah ihn vom Kopf bis zu Fuß an, und sagte ihm dann: „Solches Bettelgesindel wird bei uns nicht angenommen.“ Der Knabe lachte heimlich und ging um ein Haus weiter. Dort war wieder ein Wirthshaus, und er erhielt wieder dieselbe Antwort. So ging er wieder um ein Haus weiter. Und so mußte er die Runde durch das ganze Städtchen machen, bis er endlich in eine kleine ärmliche Schenke kam, wo man ihn mit sehr betrübten Gesichtern aufnahm; denn der Hausvater sollte am

andern Morgen ausgepfändet werden, weil er seine vielen Schulden nicht bezahlen konnte. Daraus machte er und sein Weib gegen den Knaben kein Geheimniß; der aber fragte, wie hoch sich denn die ganze Schuld belaufe, und war innerlich sehr erfreut, als er hörte, daß sie nur siebenundfünfzig Dukaten betrage. Er beschloß bei sich, wenn er am andern Morgen aufstände, die sieben Dukaten, die er dann unter seinem Kopfkissen finden würde, zu den fünfzig dazu zu legen, die er schon erspart hatte, um die guten Leute am andern Morgen mit dem Frühesten durch die ganze Summe zu überraschen, die er ihnen alsdann zum Geschenk machen wollte.

Er legte sich frühzeitig zu Bette und schlief ein. Es träumte ihm gar viel Schönes und Wunderbares von dem goldnen Ei, das er noch immer besaß, und wie ein Heiligthum auf der Brust trug, so bunt und wirre durcheinander, daß es ihm bald vorkam, als ob er selbst wie ein winzig kleines Kind in dem Ei darinnen läge, bald auch wieder sich nur wie im Spiegel darin erblickte, im Spiegel zweier heller blauen Augen, in welchen er den Himmel zu sehen vermeinte. Da kam eine nie gefühlte Sehnsucht über ihn, und das Herz, auf welchem er das Ei trug, pochte ihm so mächtig und glühend, daß er im Traum nicht anders glaubte, als — die goldne Rinde, die gewiß ein köstliches Kleinod umschließe, müsse zerschmelzen,— er wußte nur nicht recht, ob durch die Glut, die in seinem Herzen brannte, oder ob im Kern des goldenen Eies nicht vielleicht ein geheimnißvolles Feuer eingeschlossen sei, welches mächtige Strahlen, wie Pfeile aussandte,

die ihm in's Herz drangen, und alle Pulse seines Körpers wie Glutströme durchbrausten.

Inzwischen war es längst dunkel geworden und Nacht, da pochte es draußen an der Thüre des Wirthshauses, und der Hausvater und die Hausmutter fuhren vom Schlafe auf und sprachen zueinander voll Angst: „Frau, hast du's gehört? — Mann, hast du's gehört? — das ist am Ende gewiß unser arger Gläubiger, der uns schon vor drei Wochen in einem Brief so arg mahnte, der alte Geizhals, der sieben Tagereisen von hier wohnt und uns auf morgen früh mit der Pfändung gedroht hat. Was machen wir nun? Was können wir nur Vernünftiges anstellen? Wir müssen ihm am Ende doch das Thor aufthun und ihn noch so spät hereinlassen, sonst spielt er uns morgen noch schlimmer mit." Nun standen denn die guten Leute auf, gingen zur Thür und fragten durch's Schlüsselloch hinaus: „Wer ist draußen?"

„Ich bin's, macht nur auf, ihr werdet mich schon kennen!" erwiederte draußen eine rauhe, abscheuliche Stimme.

„Ja, er ist's wahrhaftig!" riefen mit Sorgen und Entsetzen die beiden armen Eheleute, „aber was ist zu thun? Wir müssen ihm doch aufmachen."

Nun schlossen sie die Thüre auf und leuchteten mit der Laterne hinaus, sahen aber nichts.

„Ei, was ist denn das?" sprachen der Mann und die Frau unter sich, „wir haben den alten Geizhals ja ganz deutlich an der Stimme erkannt, und doch sehen wir ihn jetzt nirgends! Er

treibt doch sonst keinen Spaß, weil er überhaupt nicht Spaß versteht, besonders was den Zahlungstermin betrifft; auch ist hier kein Platz, wo er sich etwa verstecken könnte. Ist denn Niemand hier?" riefen sie laut hinaus, und es antwortete ihnen, aber hinter ihrem Rücken — schon im Hause drinnen, die Stimme des unsichtbaren alten Geizhalses: „Freilich bin ich da, schließt nur immer die Thüre zu, bin schon drinnen."

„Wo denn?" fragten die beiden Eheleute, denen es anfing zu kruseln.

„Hier!" erwiederte in der Stube der alte unsichtbare Geizhals, „wenn ihr mich auch nicht sehet, ihr werdet mich schon fühlen."

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu, sprach der Mann, „wer kann denn hier gesprochen haben?"

„Ach, Possen!" erwiederte die Frau, „wer wird's anders gewesen sein, als der schlechte Niemand; wir haben uns eben viel gesorgt den ganzen Tag über, und darum wird es uns blos so vorgekommen sein."

„Der schlechte Niemand? — der schlechte Niemand? — brummte der unsichtbare alte Geizhals. „Nun, wartet, ihr vergantetes nichtsnützigesGesindel! Die Beleidigung, daß ihr mich den schlechten Niemand heißt, die schreib' ich euch zu euren übrigen Schulden auf eine Rechnung. Es ist, um die Kränke zu kriegen; überall, wo ich hinkomme, heißen mich die blinden Hessen den schlechten Niemand, und ich muß diese Beleidigung so mir nichts dir nichts einstecken. Na, wartet nur! Ihr sollt

den schlechten Niemand noch kennen lernen. Donnerwetter noch einmal! mich den schlechten Niemand zu heißen! Die Ohren gellen mir ordentlich, weil ich überall, wo ich nur hinkomme, mit diesem saubern Titel empfangen werde, und wie ein Sündenbock muß ich alle Schlechtigkeiten auf mich nehmen. Mich den schlechten Niemand zu heißen! Nein, es ist wirklich nicht zum Aushalten! Ich bin nicht der schlechte Niemand, ich will nicht der schlechte Niemand sein, ich will euch schon zeigen, daß ich Jemand bin und nicht der Niemand. So geht's, wenn man sein Geld mit zehn billigen Prozenten wieder fordert, gleich heißt man schlecht, und der Niemand noch obendrein."

So polterte er noch lange Zeit fort, und die guten armen Eheleute wußten wahrhaftig nicht mehr, wo ihnen der Kopf stände; sie glaubten, es sei wenigstens das jüngste Gericht gekommen, und faßten sich wechselseitig an der Nase, und da sagte der Mann: „Liebe Frau, ist das wirklich deine Stumpfnase?" — Und da sagte die Frau: „Ja freilich ist sie's, lieber Mann; aber ich bitte dich, drücke nicht so stark daran und sage mir, ob das Ding da, mitten in deinem Gesichte, auch wirklich deine Nase ist, meines lieben Mannes erkleckliche Nase?" — Und da sagte der Mann: „Ja, liebe Frau, es ist dieselbe Nase, an der du mich so oft geführt hast; aber, Gott sei Dank! ich erkenne daran, daß wir Beide noch leben, und das ist ein großes Glück für uns, — nein, ein großes Unglück wollt' ich sagen, denn, wenn wir Beide gestorben wären, so brauchten wir uns jetzt nicht so zu sorgen."

Während sie noch dieß und das untereinander sprachen, war der unsichtbare alte Geizhals, der nicht blos gekommen war, um den andern Tag seine Schuld einzukassiren, sondern auch deßhalb, weil er erfahren hatte, daß der Knabe sich in diesem Wirthshaus befinde — in die Stube des Knaben hinaufgegangen, wo dieser schlief, und die wunderbarsten Träume hatte.

„Nun hab' ich ihn endlich erreicht!" sprach der alte Geizhals mit boshafter Schadenfreude; „nun will ich ihm auch schnell, so lang er noch schläft, das goldne Ei wegnehmen, und ihm dann, weil er ohne das Ei eben so verwundbar ist, wie jeder Andere, ohne viel Federlesens die Gurgel abschneiden."

Er zog nun ein scharfes Messer hervor und legte es auf den Tisch, der neben dem Bette stand; dann griff er schnell nach dem Knaben, suchte in dessen Kleidern und fand wirklich das goldene Ei. —

Der Knabe aber fühlte mit Grausen und Entsetzen die eiskalte Hand des Bösewichts, der ihm das goldne Ei stehlen wollte, welches ihm doch die gute Fee geschenkt hatte, und der obendrein gesonnen war, des armen Knaben unschuldiges Blut zu vergießen. Auch dachte er in demselben Augenblick, da er erwachte und die Hand des alten Geizhalses erfaßte, daran, daß, wenn er sterben müßte, die armen Leute das Geld gewiß nicht bekämen, und erinnerte sich zugleich daran, daß ihm ja die Fee die rettende Feder geschenkt habe. Also rupfte er sehr gewandt, ohne die Hand des alten Bösewichts loszulassen, ein Härchen aus dem Bart der Taubenfeder, und in demselben Augenblicke,

als er es gethan, erschien auch die Fee in einem lichten Wolkenglanze, der die ganze Stube erfüllte.

Die schöne gute Fee sah kaum die Gefahr des armen Knaben, den sie gar liebgewonnen hatte, als sie auch sich nicht lange besann, und mit den Worten: „Eh' daß ich zugebe, daß dir ein Leid geschieht, soll lieber meine Tochter sterben, die in das goldne Ei verzaubert ist," — das scharfe Messer vom Tische nahm, und das Ei mitten durchschnitt.

Als sie dieß gethan, lag ein wunderschönes Mägdlein mit einem blutigen Streif um den Hals, mit einem silbernen Bogen und silbernen Pfeilen im Arme, todt zu den Füßen des Knaben, und zwei Schlangen ringelten sich drohend gegen die Fee empor, welche sich der Thränen um ihr getödtetes Töchterlein doch nicht erwehren konnte.

Da brach dem armen Knaben vor Mitleid schier das Herz, er fühlte sich stark wie ein Mann, rief: „So lang' ich lebe, sollen dir die Schlangen kein Leid anthun, du gute Frau," und ergriff rasch beide Schlangen und erdrückte sie wie mit Riesenkraft. Als er aber dieß gethan, so richtete sich plötzlich das getödtete Mägdlein wieder auf, wurde lebendig und reichte dem Knaben ihren silbernen Bogen mit den Pfeilen. Dann sprach sie: „Jetzt schieße dem alten Geizhals mitten in's Herz hinein."

„Nein, das thu' ich nicht," sprach der Knabe;— „auch sehe ich ihn nirgends mehr; er wird wohl, bevor deine Mutter kam, und der Rosenglanz mein dunkles Kämmerlein erleuchtete, gewiß

die Flucht ergriffen haben." Es ist ja nur der schlechte Niemand," erwiederte das Mädchen lächelnd.

„Ja so!" sprach der Knabe beruhigt, „den schlechten Niemand will ich wohl erschießen, und überhaupt Alles thun, was du verlangst, du holdes Mädchen, denn ich bin dein eigen für immerdar. Nur muß dem alten Geizhals, so schlecht er ist, nie von euch Beiden ein Leid geschehen, denn, wenn er mich auch hart gehalten hat, ich will's ihm von Herzen verzeihen. Aber wo ist der schlechte Niemand?"

„Hier bin ich!" rief kläglich der unsichtbare alte Geizhals, „schieße nicht, du goldner Knabe, du tödtest mich ja sonst."

„Nein, das will ich wahrhaftig nicht," sprach der Knabe, indem er den silbernen Bogen sinken ließ, „tödten will ich dich nicht."

„Sei kein Thor, Alter!" rief das Mädchen mit lieblicher Stimme, wenn der Knabe dich trifft, so erlangst du ja deine Gestalt wieder, und bist allen Leuten sichtbar."

„So? wirklich?" erwiederte halb freudig, halb kläglich der unsichtbare Geizhals, „das wäre ja herrlich, und dann schimpft mich gewiß auch Niemand mehr den schlechten Niemand? Und dann würden mich ja die Leute wieder erkennen, wenn ich komme, meine Schulden einzukassiren — aber, halt, da fällt mir etwas bei! Das mit dem Schießen ist noch so eine Sache! Der silberne Pfeil könnte doch gewissermaßen etwas tief in's Fleisch gehen! Und dann hat mir ja auch der Wiedehopf versichert, daß ich wieder sichtbar würde, wenn ich nur den Stein auf immerdar von mir wärfe." —

„Ganz recht!“ fiel ihm die Fee in's Wort, „so lang' das goldne Ei nicht zerschnitten war, aber jetzt, da das Ei zerschnitten ist, an welches sich auch die Zauberkraft des Steines knüpfte, der nunmehr von deiner Brust verschwunden ist, jetzt gibt es kein anderes Mittel mehr, damit du wieder sichtbar werdest, als daß der Knabe dich mit dem silbernen Pfeile treffe.“

Der alte Geizhals fühlte sich ängstlich an die Brust und entdeckte wirklich, daß der Stein an seinem Halse verschwunden war; da kniete er denn in Todesangst nieder, was der Knabe freilich nicht sehen konnte, und bat kläglich: „Süßer, goldner Knabe! ach, sei doch so gut und schieß nur zu, aber mach's nicht zu arg!“

Nun schoß der Knabe wirklich, und in demselben Augenblick sprang auch der alte Geizhals, in seiner vollkommen sichtbaren, nichts weniger als liebenswürdigen Gestalt, von den Knien auf und hatte den silbernen Pfeil noch im Herzen. „Ach!“ rief er, „nun bin ich doch nicht mehr der schlechte Niemand, und will auch alsogleich die Wirthsleute wecken, daß sie mich bezahlen, sonst —“

„Gemach! gemach!“ unterbrach ihn der Knabe, „hier sind die siebenundfünfzig Dukaten, aber ich bitt' euch, macht schnell, daß ihr wieder nach Hause kommt, und stört die Wirthsleute nicht aus dem Schlafe.“

Der alte Geizhals sackte das Geld schnell ein und rannte, was er konnte, fort mit den Worten: „Das ist Alles Teufels=spuck, und in meinem Leben will ich von meinem Vetter keine

Hexengaben mehr verlangen. Ich bin nur froh, daß ich nicht mehr der schlechte Niemand bin.“ Er machte sich aus dem Staube, und vergaß, der listige Geizhals, recht mit Vorbedacht, der Fee den silbernen Pfeil wieder zurückzustellen. „So hab' ich doch noch etwas,“ dachte er im Nachhausegehen; aber, als er in der nächsten großen Stadt den Pfeil zu einem Silberarbeiter tragen wollte, um ihn für baar Geld zu verhandeln, da lachte ihn der Silberarbeiter tüchtig aus und fragte ihn, ob er verrückt sei, daß er ihm eine Lilie als einen silbernen Pfeil verkaufen wolle? Und nun sah er auch wirklich zu seinem großen Schrecken, daß er statt des Pfeils blos eine schneeweiße wunderschöne Lilie in der Hand hatte. Er warf sie voll Wuth zu Boden, schimpfte in Gedanken tüchtig auf die Fee, schämte sich und ging nach Hause.

Die Fee aber nahm die beiden goldenen Hälften des Eies, welche sich auf den Häuptern der Schlangen in schöne funkelnde Krönlein verwandelt hatten, und setzte sie, sowohl dem Knaben als ihrer Tochter auf's Haupt. „Komm' mit mir, du guter Knabe,“ sprach sie zu ihm, „und herrsche von nun an mit meiner Tochter, Hand in Hand, in meinem Reiche.“

Nun setzten sich Alle in die schimmernde rosige Wolke und fuhren davon. Und als der Knabe groß geworden war, heirathete er das Mädchen und ward König, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch.

Vom kleinen Käthchen.



lein Käthchen irrt im Wald umher; sie weiß nicht mehr, wo aus, wo ein; kein Sternenschein, kein Mondenlicht, keine Menschenseele, die mit ihr spricht; sie — mutterseelenallein! „O, du armer Vater!" so denkt das Kind (der alte Mann war seit Kurzem blind), du wirst mich suchen; wer pflegt dich heut? bist allein, wie ich; ach, die Mutter ist weit, wohl schon bei dem Doktor in der Stadt. Sie glaubt, ich sei zurückgegangen, und weiß nicht, daß sie mich verloren hat. Nun wird's Nacht, und da kommen die Schlangen, die Eidexen und die Hexen, die rascheln durch die Äste ohne Blätter und machen Wetter, und wenn sie mich finden, machen sie mich am Ende auch erblinden. Da hört das Kind ein Rauschen, — dem muß es unwillkürlich lauschen — ein Regen und Bewegen, ein leises Klingen und Säuseln und Singen, wie Glockengeläut' zum Osterfest.

Aus einem Nest guckt mit seinen großen Augen ein Rothkehlchen hervor: „Was geht da vor?“ — „Ach, Gott!“ sagt das kleine Käthchen, — „ich bin ein armes Mädchen, das den Weg verlor; meine Mutter ist weit fort und mein Vater ist blind.“ — „Bist auch fromm?“ fragte drauf das Vögelein; „dann komm' näher an den Strauch, denn nur die Frommen sind hier willkommen und können auch die Dinge sehn, die in dieser Nacht geschehn. Nun, meinetwegen — bleib', aber vergiß nicht den Abendsegen!“ — „Ei, beileib'!“ sprach das Kind, „den vergess' ich nie;“ und dann betete es laut: „Lieber Gott, o, sieh' auf Vater und Mutter treu herab, und laß die Mutter den Weg zum Doktor finden, und meinen blinden Vater mach' wieder sehen, Amen! Dein Wille soll geschehen.“ Da sah's, in sich gebückt, an den Strauch gedrückt, auf einmal einen Silberstrahl, der durch die Zweige drang, und bunten Gesang von den vieltausend Vögelein hörte es zu allen den Knospen erschallen: „Willkommen im Leben, du junges Grün! der Winter ist hin, kommst eben zurecht, denn Ostern ist nah'. Wir harrten so lang; doch nun bist du da!“ Und der weite, weite Wald ward jetzt wie von tausend Kinderstimmen durchschallt; es war das lustige junge Laub, das aus den geöffneten Knospen drang und sang; und Laub und Vögelein zusammen stimmten dann ein einziges großes Loblied an. Und nun war's dem Kinde, als stünde der Wald in lichten Flammen; erschrocken sah's zum Rothkehlchen hinauf; das sprach: „Sei getrost; die Sonne geht auf; das ist der Morgen. Nun bist du bald geborgen. Ich will dir den Weg getreulich

weisen; ich kenne ja hier herum jeden Weg und Steg. Darum sag' mir: wo steht deiner Eltern Haus? Ich will's schon finden!" — „Unter den drei Linden," sagte das Kind, „und wenn die Störche nicht gar zu laut plappern, hört man die Mühlenräder klappern; der Müller ist mein Pathe." — „Ob ich's jetzt errathe," ruft das Vöglein vergnügt, „wo dein Elternhaus liegt! Das kenn' ich besser, wie du, und deine Eltern dazu. Sie haben mich ja vom Nest aus auferzogen; bin ihnen aber doch davon geflogen, just wie deine Schwester, die Marie!" — „Was? kennst du auch die?" fragte das kleine Käthchen. — „Versteht sich," schwatzt Rothkehlchen; „die hielt mich ja in der Kost und gab mir manchen Trost, wenn ich die Flügel dehnte und mich in den Wald hinaussehnte." — „Ich habe die Schwester nie geseh'n," spricht das Kind; „erzähle mir geschwind beim Geh'n von ihr, lieb' Rothkehlchen! die Eltern weinen noch oft um sie und sprechen immer von der frommen Marie." — „Sie ist in einen Orden getreten und barmherzige Schwester geworden" — erzählte das Vögelein und lachte klug in sich hinein beim Flug, während klein Käthchen weiter ging, — „ich weiß ein Ding, doch behalt' ich's für mich, und sage dir's nicht. Aber freuen werden sie sich!" — Es konnte aber doch für die Zeit das Schwatzen nicht lassen, denn der Weg war weit und es freute sich doch auch über die Maßen. „Du hast mir gesagt, dein Vater sei blind," sprach's zu dem Kind, „nun will ich dir's unter uns nur gesteh'n: die Marie macht ihn wieder seh'n. Ich komme oft in den Garten des Hospitals, wo die barmherzigen Schwestern, heute so treu wie

gestern, und morgen wie heut', mit derselben Freud' und Frömmigkeit der Kranken warten. Da hat mir's eine Base vertraut, die in dem Garten ihr Nest gebaut und die Marie genau kennt. Es kommt noch Alles zum guten End'!" Klein Käthchen sprach dazu ein Amen, und unter solchen Gesprächen kamen die Beiden vor's wohlbekannte Haus. Der Vater neigte sich weit zum Fenster heraus; denn er meinte aus alter Gewohnheit noch immer (g'rad als hätte sein Aug' den alten Schimmer), er müßte Kind und Mutter von weitem erspäh'n — und sehn! „Nun gib Acht!" sprach Rothkehlchen zum Mädchen, „bis heut' Abend, Käthchen, ist Alles glücklich vollbracht." — Und richtig! es dauerte gar nicht lang', so hielt ein Wagen vor dem Haus; und wer sprang heraus? die Mutter mit der Marie. Der Vater durft' es nicht wissen, daß die eigentlich der Doktor sei, und Marie sprach kein Wort, sondern kam ihm mit ihrer treuen Hand an die blinden Augen gewandt; da schrie er auf einmal: „Ich seh' einen Strahl!" und der böse Staar flog fort und er sah. Das geschah am heiligen Ostertag, wo alle Welt sich freuen mag, Laub, Gras und Thier, Mann, Weib und Kind, daß Tod und Nacht überwunden sind. „Hab' ich's nicht prophezeiht?" rief das Vögelein froh, „es kommt richtig so! Und 's ist auch eingetroffen. Man muß nur treulich hoffen auf Den, der über Alle wacht! Doch, die Schwester Marie muß jetzt wieder nach Haus, und ich auch in den schönen Wald hinaus; lebt wohl, ich hab' viel zu bestellen. Ich rufe alle Gesellen, die ganze Verwandtschaft ruf' ich auf: kommt mit zu Hauf'; wir wollen die Schwester Marie begleiten,

ein Dutzend Vögelein ihr zu Seiten, ein Dutzend voran, ein Dutzend hinter ihr her, so fliegen wir Alle und stimmen an und schmettern's hinaus, und bringen die Schwester glücklich nach Haus. Die Lieb' ist der Frühling, die Lieb' ist das Leben; gleich reichlich will Allen der Frühling sich geben; ein vollhältig Herz, das für Alle sich gibt, das ist's, das in Allen den Ewigen liebt. Die Lieb' ist der Tag, und der Tag gibt das Licht; o, wer freut sich am Licht und vergönnt' es doch nicht den anderen all', die's entbehren? den Frühling der Liebe in Ehren!"

Schmalhanns, Küchenmeister.

Es war einmal ein König, der hatte einen Küchenmeister und der hieß Schmalhanns. Nun wollte der König, der ein guter alter Mann war und einen großen runden Bauch hatte, lauter gute Bissen essen; „denn wozu hätte ich mich denn mein ganzes langes Leben mit Regieren und Kriegführen geplagt, wenn ich jetzt nicht gute Tage haben sollte?" das war immer sein Reden. Sein Küchenmeister aber, der Schmalhanns, der dachte: „Wozu soll ich mich denn ein langes Leben hindurch plagen, wenn ich nicht auch so einen großen runden Bauch bekomme, wie der König? Der ist ein alter Mann, und dem kann's am Ende noch schlecht bekommen, wenn er immer so zunimmt; aber ich bin mager wie ein Häring und mir könnt' es am Ende noch übel bekommen, wenn ich immerzu so abnähme." So dachte

Schmalhanns, der Küchenmeister, und da schnitt er denn dem König immer schmälere Bissen, und sich selbst immer breitere; der König aber war ein guter Mann, der an gar nichts Arges dachte, sondern blos: „das ist aber doch seltsam, wie ich in meinen alten Tagen immer besseren Appetit bekomme.“ Das Ding wurde ihm aber doch gar zu arg und bedenklich, und so fragte er denn eines Tages seinen Leibarzt, woher es denn komme. Der Leibarzt, der ein guter Freund des Küchenmeisters war, fühlte ihm den Puls, zog gar lang die Augenbraunen in die Höhe und sprach dann: „Durchlauchtigster Herr! das will ich Euch in Wahrheit sagen: das kommt daher, weil Euer Küchenmeister Euch von einem Tag zum andern immer größere Portionen aufträgt; Ihr merkt das aber nicht und eßt alles miteinander im guten Glauben hinein, als wär's noch so wenig und für einen Spatzen genug. Nun seht: das ist ein besonderes Zeichen der menschlichen Natur, was ich verkündigen will. Der größte Schelm, den Ihr habt und der Euch betrügt, ist Euer Magen. Je mehr Ihr ihm gebt, um so mehr stellt er sich an, als hätt' er zu wenig bekommen, und da gebt Ihr ihm denn immer noch mehr, und werdet's so lange treiben, bis er Euch unter die Erde gebracht hat.“ — „Schau', schau',“ sagte der König verwundert, „das hätt' ich von meinem Magen nicht gedacht, ich hätte ihn eher für einen ehrlichen Kerl gehalten; aber was glaubt Ihr denn, daß ich jetzt anfangen soll?“ — „Ja, das wird eine langwierige Kur werden,“ versetzte der Leibarzt, „und ich weiß nicht, ob Ihr genug Geduld habt, um sie auszuhalten?“ — „O, warum

denn nicht?" sprach der König, „ich will's probiren." — „Nun, gut," sagte drauf der Leibarzt, „so seht mir ja darauf, daß Ihr von Allem, was auf Eure Tafel gesetzt wird, bei Leibe nur die Hälfte eßt!"— „Ja, wie soll ich denn das so genau berechnen?" fragte der König. „Es ist freilich schwer," meinte der Leibarzt, „aber da fällt mir just ein gutes Mittel ein. Wißt Ihr was, gnädiger Herr, Ihr müßt einen weisen und aufrichtigen Mann jeden Tag mit Euch essen lassen, der auf Eure Gesundheit Acht ibt!" — „Ja, wo find' ich den?" fragte der König. „Es ist freilich schwer," meinte der Leibarzt; „aber da fällt mir just Einer ein. Weil ich nämlich Euer Leibarzt bin, so kann das Niemand so gut besorgen, wie ich, und einen treueren Mann könnt Ihr im ganzen Lande nicht finden." „Topp!" sagte der König; „das ist sehr schön von Euch, und das will ich Euch nie vergessen." So aßen nun der König und der Leibarzt jeden dritten Tag selbander, und der Küchenmeister, der für Drei kochte, nämlich für sich selber auch, trug jeden Tag die besten Bissen auf, die dem Leibarzt am liebsten waren; der Leibarzt aber aß aus lauter Besorgniß für den König, damit der den Appetit verlöre, nocheinmal so viel, als sein Theil war. Was geschah nun aber? Denkt euch: der König bekam noch mehr Appetit, der Leibarzt aber, dem er das klagte, sagte: die Schuld müsse lediglich an Schmalhanns, dem Küchenmeister, liegen, daß der noch mehr koche, als vorher. Also ließ der König den Küchenmeister kommen und fragte ihn streng aus; der versicherte aber: er koche nicht mehr als vordem. „Ja, wenn das ist," meinte jetzt der

Leibarzt, „dann hat Eure Krankheit zugenommen, gnädigster Herr, und dann habt Ihr das Übel, was wir Gelehrte den Wolfshunger nennen. Dafür weiß ich wieder keinen Rath, als daß Ihr Schmalhanns, den Küchenmeister mit uns Beiden mitessen laßt.“ „Gut!“ sagte der König, — „der Schmalhanns soll mitessen,“ und befahl es ihm alsogleich an. Als nun Schmalhanns, der Küchenmeister, diesen Befehl vernahm, that er einen Fußfall vor dem König und sprach: „Großmächtigster König! zürnet mir nicht, wenn ich Euch sage, daß ich das gar nicht thun kann; denn mein Magen verträgt gar nichts, als einen Löffel Suppe ohne Gewürz für den ganzen Tag, nicht mehr und nicht weniger, so wahr ich ein ehrlicher Mann und Euer Majestät allergetreuester Diener bin, und es würde mir sehr schaden, wenn ich mehr äße.“ Nun wurde aber der König ernstlich böse und ließ ihn also hart an: „Was? du Schelm, du wagst es, dich meinen allergetreuesten Diener zu nennen, und willst nicht einmal für mich essen? Ist das dein Patriotismus, daß du dich für meinen Magen aufopfern willst? Sieh', wenn ich ein Tyrann wäre, so wollt' ich dich schon zwingen, daß du meinen Befehl erfülltest; aber ich hab' ein gar zu gutes Herz und will's mit dir auf eine andere Art versuchen. Ich geb' dir eine Zulage von hundert Gulden jährlich, wenn du mit mir und dem Leibarzt issest; wenn das nicht honett ist, so weiß ich nicht, was honett ist.“ Darauf ging nun Schmalhanns der Küchenmeister ein, und also hatte er hundert Gulven jährlich als Zulage zu seinem Gehalt, kochte wie vor und eh', "aß sich bei dem König satt, und schickte

alle die guten Bissen, wie er selbst früher sie in der Küche sich hatte schmecken lassen, seiner Frau heim. Das war gut; aber über eine Weile wurde des Königs Krankheit immer ärger und der Leibarzt, den er wieder fragte, meinte, der Küchenmeister esse zu wenig an der Tafel des Königs. Da ihn nun dieser deßhalb zur Rede stellte, betheuerte Schmalhanns, der Küchenmeister, bei seiner armen Seele: „Er könne nicht mehr essen, als er wirklich esse; denn, äße er einen Bissen mehr, so würde es ihn umbringen." „Nein, das verlang' ich nicht," sagte der König, aber was machen wir?" Darauf sprach nun der Leibarzt: „Gnädiger Herr! so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, kann ich Euch versichern, daß Schmalhanns der Küchenmeister Alles thut, was er kann, und daß Eure Krankheit so über alle Begriffe im Zunehmen ist, daß sie Euch unter die Erde bringen kann, wenn Ihr nicht noch Jemanden an Eurer Tafel mitessen laßt." „Ja, aber wen denn?" fragte der König; „es muß ein robustes Menschenkind sein." — „Freilich," sagte der Arzt, „aber ehrlich dabei, wie wir Zwei, ich und der Küchenmeister!" „Nun, so schafft mir einen solchen," befahl ihm jetzt der König; „da habt Ihr Geld; ich muß einen Mitesser haben, koste es, was es wolle." „Ich will mir alle erdenkliche Mühe geben," versetzte der Leibarzt, „um eine solche Person zu finden." Und wirklich kam er alsobald mit einem jungen Menschen wieder, der ganz das Aussehen hatte, als ob es ihm nicht drauf ankäme, für sich selber und noch für drei Menschen zu essen. „Das ist der junge Mensch, sagte der Leibarzt zum König, — „aber es hat eine eigene Bewandtniß mit

ihm." „Was? Will er nicht mitessen?" fragte der König bekümmert. Ja und nein, Euer Majestät," versetzte der Leibarzt; „das Ding hängt so zusammen. Es ist ein Vetter von Euer Majestät getreuem Küchenmeister, dem Schmalhanns, aber Ihr müßt wissen, daß er für höhere Dinge geboren ist. Er hat studirt und kann nächstens sein Glück machen im Staatsdienst; aber, wenn er bei Euer Majestät zu viel ißt, so schießt ihm das in den Kopf, wie wir Gelehrten sagen, und dann ist's aus." „O, wenn's weiter nichts ist," erwiederte der König, „dann weiß ich schon guten Rath. Sagt einmal, Leibarzt, was will denn der junge Mensch eigentlich werden?" „Er hat sich dem Finanzfach gewidmet," versetzte der Leibarzt, „und möchte es einmal bis zum Finanzdirektor bringen." „Gut," sagte der König, „wenn er sich unter so bewandten Umständen für seinen Herrn aufopfern will, so mach' ich ihn jetzt gleich zum Finanzdirektor, aber mitessen muß er." Also geschah's denn auch, und der junge Mensch war nun Finanzdirektor und aß herzhaft mit; aber der König ward von Tag zu Tag hungriger.— „Leibarzt," sprach er eines Tages zu diesem, „das nützt Alles nichts. Was machen wir jetzt?" — Was war zu machen? Der neue Finanzdirektor brachte einige Brüder und Neffen und Vettern und Schwäger zum Mitessen, um das Übel mit Einem Schlag radikal zu kuriren,— so meinte der Leibarzt. Und sie aßen Alle ganz prächtig auf des Königs Wohl; der aber ward immer hungriger und am End' auch immer matter, daß es ein wahrer Jammer war, ihn anzusehen. Endlich wurde er dabei ungeduldig und sagte: „Ich will außer

Land reisen, und zusehen, ob mich draußen Einer kuriren kann."
Da bekamen der Leibarzt, Schmalhanns der Küchenmeister, und seine Verwandten keinen geringen Schrecken und suchten es ihm auszureden. Aber der König, der jetzt schon an die zwanzig Mitesser oder drüber an seiner Tafel hatte, ließ sich's nicht ausreden, und so mußten sie ihn denn gewähren lassen, ob sie wollten oder nicht. Er setzte sich in einen Wagen, ganz allein, fuhr aus der Stadt und kam in einen großen, himmelgroßen Wald, der gar kein Ende nahm. Es war schon Nacht, und der Kutscher wußte nicht mehr, wo aus und ein. Da stieg der König aus und sagte ihm: „Weißt du was? Hast du ein Stück Brod, so gib mir's, und wenns mein Tod wäre. Ich habe da drinnen im Wald ein Licht gesehen, und will hinein in's dichte Gehölz, wo du doch nicht fahren kannst, dem Lichte zugehen, um ein Nachtquartier zu finden. Und du bleib' derweil bei den Pferden." Das war gut; der König ging also dem Lichte zu, und kam endlich zu einer Zelle, worin ein alter Einsiedler war, der ihn gleich aufnahm, ihm zu essen und zu trinken gab und ihm eine Streu zurecht machte. Dem klagte er nun seine Noth, und fragte ihn, ob er, als ein alter Mann, nicht Rath wisse, wie er seines Übels ledig werden könnte? Der Einsiedler besann sich eine Weile, und sprach dann: „Wißt Ihr was, ich will Euch zu einem Mann führen, bei dem wir was Rechtes erfahren können, aber zuvor müßt Ihr Euer Kleid abthun, und da hinten hab' ich noch ein altes von mir, das zieht an." — „Ei, warum denn?" fragte der König verwundert, und der Einsiedler erwiederte ihm darauf:

„Deßwegen, lieber Herr, weil Kleider Leute machen." Am andern Morgen, nachdem alle Beide sich ausgeschlafen hatten, gingen sie fort, lange, lange durch den Wald und kamen endlich in eine Stadt, und in der Stadt in eine enge finstre Gasse in ein armseliges Haus, wo die Fenster mit Papier zugeklebt waren; da gingen sie hinein und kamen in eine dunkle räucherige Kammer, worin ein armer Mann saß, der eben einen Span angezündet hatte. „Was wollt Ihr?" fuhr er die Beiden, den Einsiedler und den König, an, den er nicht kannte. Da sagte der Einsiedler: „Wir sind hungrig und möchten um Gotteswillen ein Stück Brod." Der arme Mann lachte darauf so grausig, daß es dem König durch Mark und Bein fuhr, nahm ihn dann bei der Hand, und führte ihn an die Schwelle einer Nebenkammer, in die er hinein leuchtete. „Seht," sprach er, „da habt Ihr ein Stück von Schmalhanns, dem Küchenmeister." Und wie der König hineinsah, gewahrte er, daß ein todtes Kind in der Kammer lag. „Ja, was ist denn das?" fragte er, „und wie soll denn der Schmalhanns gethan haben?" Der arme Mann aber versetzte drauf: „Seht, Herr, das ist mein Kind, und das Kind ist verhungert. Und wenn Ihr wissen wollt, warum es verhungert ist, so will ich Euch nur sagen, weil sie mich um den letzten Laib Brod und um mein Arbeitszeug gepfändet haben; und warum sie mich gepfändet haben, das will ich Euch auch sagen, nämlich, weil ich die neue Steuer nicht habe bezahlen können. Und warum sie die neue Steuer zu den alten ausgeschrieben haben, das will ich Euch wieder sagen, weil Schmalhanns der Küchenmeister und

seine Verwandten, von Tag zu Tag mehr verschlingen; nun aber verschlingen sie's im Namen des Königs, und also müssen wir's bezahlen, und also verhungert man, lieber Herr. Und nun geht zu Schmalhanns Küchenmeister und laßt Euch von dem speisen, wenn Ihr hungrig seid!" „Was? mein Mitesser?" rief der König, „das wäre ja ganz erschrecklich, wenn der am Ende das ganze Land für mich auffräße und ich müßte dabei doch verhungern?" Der alte Einsiedler aber drückte ihm den Finger auf die Lippen, und zog ihn fort aus der Kammer und aus dem armseligen Hause. Als sie aber draußen waren — es war schon Abenddunkel — sprach er zu dem König: „Lasset es mich einmal mit Schmalhanns, Küchenmeister und seinen Verwandten probiren, vielleicht geht's." Somit führte er den guten alten König in dessen eigenen Palast (denn es war dieselbe Stadt, worin er wohnte, aber er erkannte sie nur nicht), ging mit ihm die schöne breite Treppe hinauf, die aus Marmor gebaut war, und führte ihn gerade in den Speisesaal hinein; da saßen gerade Schmalhanns und seine Verwandten beim Nachtschmause, hatten die leckersten Bissen und tranken den besten Wein, alles zum Wohl des Königs, der jetzt vor ihnen stand, ohne daß sie ihn in seiner Verkleidung erkannten. Der Einsiedler aber hob nun zu ihnen an zu sprechen: „Da sind zwei arme Leute, gestrenge Herren, die auch gern für den König essen möchten." Nun dachte der König nichts Anderes, als: Schmalhanns und seine Verwandten würden sie höflich einladen, diesen guten und löblichen Zweck auszuführen. Aber statt dessen sagte Schmalhanns: „Packt euch

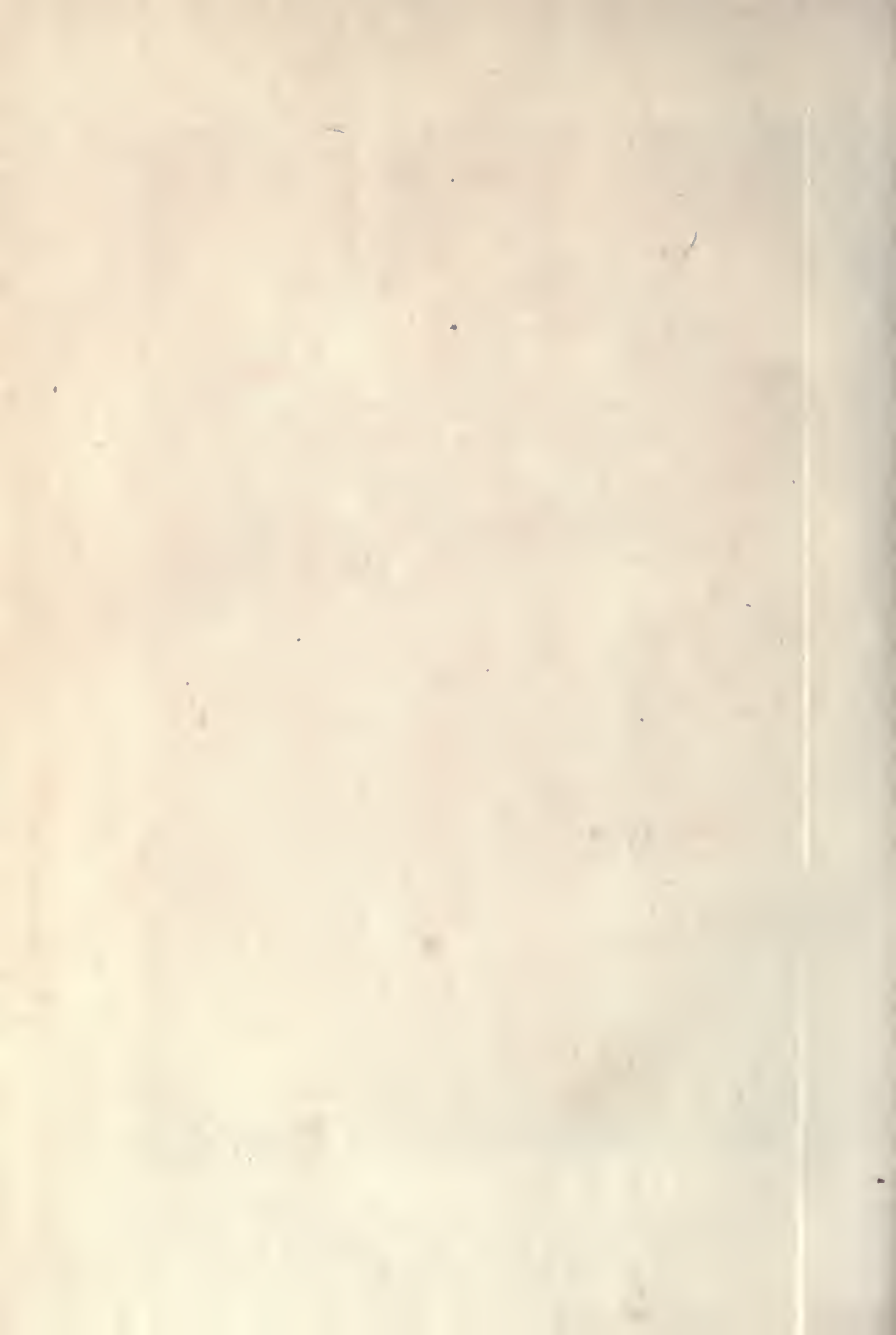
hinaus, ihr Bettelvolk, wir haben selbst schwer genug zu thun; Marsch!" — „Nun, nun," versetzte der Einsiedler, „so erlaubt wenigstens, ihr gestrengen Herren, daß wir zuerst das Scherflein niederlegen, das wir für des Königs Tafel mitgebracht!" Damit brachte er aus seinem Zwerchsack eine große Pastete hervor und stellte sie auf den Tisch. Schmalhanns Küchenmeister schnitt sie sogleich an, kostete davon und fand sie sehr köstlich zubereitet; hierauf aßen auch die Andern und Alle ließen es sich trefflich schmecken; nur fand Schmalhanns und alle seine Verwandten: sie sei zu scharf gesalzen. „Das mag sein," sprach jetzt der Einsiedler; „es ist aber auch das allertheuerste Salz daran, denn wißt, daß das, was ihr gegessen habt, mit den Thränen aller Hungernden gewürzt ist." Da ward Schmalhanns Küchenmeister plötzlich so weiß wie Kreide und konnte kein Wort mehr reden. Der Einsiedler aber fuhr fort: „Du wirst für ewige Zeiten wandern an allen Tafeln der Reichen, die das Salz nicht kennen, das du genossen hast, und wenn sie prassen, so stehst du hinter ihnen und sagst: „„Schmalhanns Küchenmeister ist da; gebt Acht, daß kein Kind verhungert! Schmalhanns Küchenmeister ist da und kommt wieder, wenn euer letztes Stündlein schlägt!"" Das sagst du ihnen! Und nun geh'!" Wie der Einsiedler das ausgesprochen, schritt Schmalhanns Küchenmeister stumm und blaß wie ein Verhungerter aus dem Saale; alle seine Verwandten aber und der Leibarzt waren auf einmal in Raben verwandelt und flogen ihm nach. Der gute alte König bat nun den Einsiedler, er möchte bei ihm bleiben; denn, obwohl

er jetzt kurirt sei und keinen Appetit mehr habe, so wär' ihm doch solch' ein Freund mehr noth, wie Gut und Gold. Aber der Einsiedler sprach: „Selbst ist der Mann!" und verschwand.

Vom Christkindchen.

„Dießmal", sagte das Christkindchen, „will ich einem guten Kinde die allergrößte Freude machen, die es sich auf der Welt wünschen kann. Nun war der Schutzengel dieses Kindes recht neugierig und fragte das Christkindchen, was das für eine Freude sein würde? denn er freute sich schon jetzt darüber, gerade als ob sie dem Kinde schon zu Theil geworden sei. Das Christkind aber sagte ihm gar nichts davon und kam in das Zimmer, wo das Kind schlief. Es war nämlich ein Waisenkind und schlief mutterseelenallein, und das Zimmer war stockfinster. „Nun komme, lieber Schutzengel," sprach das Christkindchen, „hilf mir, wir wollen dem Kinde seinen Baum putzen. "Da war nun der Schutzengel gleich emsig bei der Hand und legte ein Samenkorn hin. Das ging alsobald auf, wie das Christkindchen drauf hinsah, und wurde ein junges Bäumchen, und streckte





gleich die Zweiglein auseinander und nun wuchs das Bäumchen in die Höhe, daß es eine Freude war, immer höher, bis zur Decke des Zimmers hinan, und weil die zu niedrig war, so sah das Christkindchen hinauf, und da schien auf einmal der Himmel mit allen seinen Sternen in das Zimmer herein, und nun stand und leuchtete auf jedem Ast und Zweig des Baumes ein helles Sternlein. Der Schutzengel schwebte drum herum, hinauf und hinab, und hinab und hinauf, und hing die allerschönsten Sachen an den Zweigen auf, daß einem die Augen übergegangen wären, wenn man's gesehen hätte. „Aber was stecken wir denn oben hinauf, auf die Krone des Baumes?" fragte der gute Schutzengel, „daß mein Kind seine beste Freude dran habe?— „Wart' nur," sagte das Christkindchen, „das wird es schon sehen." Nun weckte der Schutzengel das Kind vom Schlafe auf. Das rieb sich die Augen, wie es alle die funkelnde Pracht und Herrlichkeit sah, und jauchzte, und lief um den Baum herum, und hob die Händchen zum Haschen und Naschen in die Höh'! „Es kann nicht Alles erfassen, es ist gar zu klein," sagte das Christkindchen. Da nahm der Schutzengel das Waisenkind auf den Arm und hob es auf den Baum. Da stieg es nun von Ast zu Ast, und sah in die funkelnden Sternlein hinein, wollte damit spielen, und sah doch immer auf dem nächsten Ast über sich noch viel hellere und schönere. Und der Schutzengel und das Christkindchen schwebten immer um das Kind, wie es höher und höher stieg; der Schutzengel aber spannte seine Flügel und sein blitzendes Gewand weit aus, um das Kind zu schirmen, wenn es einen Fehltritt machte.

„Nun, was gefällt dir am besten, und was möchtest du denn am liebsten haben?“ fragte das Christkindchen das Kind, „sag' mir's nur, denn sieh', du bekommst es. Da war das Kind bis ganz an die Krone des Baumes hinangeklettert, und nun streckte es auf einmal die Arme aus, und rief: „O, liebes Christkindchen, das dort möcht' ich am allerliebsten haben!“ Es sah nämlich weit, weit über sich droben seinen Vater und seine Mutter, die so freundlich aus dem Himmel herunterschauten und ihrem Kinde zuwinkten. „So komme!“ sagte das Chriſtkindchen; dabei faßte es das Waisenkind an der Hand, und half ihm steigen, höher und höher, denn der Baum wuchs immer höher, bis in den Himmel hinein, und das Waisenkind rief immer: „Die! Die!“ und streckte die Händchen nach Vater und Mutter aus. Und endlich erfaßte es ihre Hände, die sie ihm schon lang' entgegenstreckten. Und nun zogen sie es zu sich in den Himmel hinein, und nun hatten sie sich und herzten und küßten sich, und das Christkindchen sagte: „Nun sollt ihr euch für ewig behalten.“







